

Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 9 (1868)
Heft: 9

Artikel: Joachim Brunschweiler oder Lehr- und Wanderjahre eines
Portraitmalers am Ende des XVIII. und im Anfange des gegenwärtigen
Jahrhunderts

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

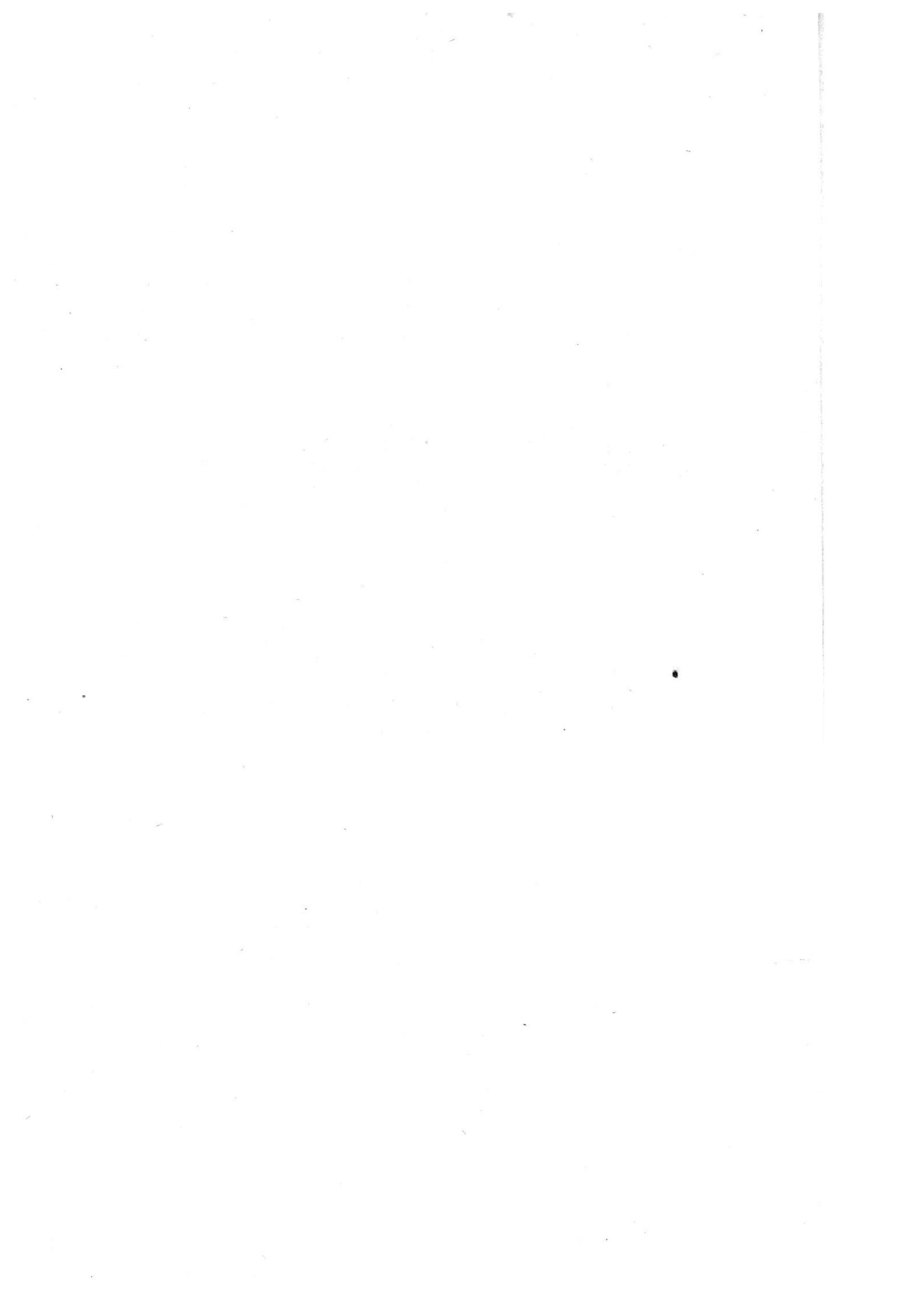
Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Joachim Brunschweiler,

oder

**Lehr- und Wanderjahre eines Portraitmalers am Ende
des XVIII. und im Anfange des gegenwärtigen
Jahrhunderts.**



Meine Heimat und Jugend.

In dem so freundlichen und schönen als fruchtreichen und genüßvollen Thurgau, welcher in den Römerzeiten der Haupttheil des Gaus der Tiguriner war, und von daher, oder, wie andere wollen, von dem Flusse Thur seinen Namen hat, liegt an der Straße von Weinfelden nach Arbon das anmuthige, gewerbsame Kirchdorf Erlen mit 13 Häusern. Es verdankt seine jetzige Ausdehnung von Gebäuden und Gewerbsamkeit vorzüglich der Familie Brunschweiler, welche nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich hier niedergieß und mit Fabrikation beschäftigte. Die Kirche, deren Angehörige sich zur evangelischen Konfession bekennen, wurde fast einzig auf Kosten der Brunschweiler (im Jahr 1763) erbaut, wodurch sie ihre finanziellen Kräfte so bedeutend schwächten, daß ihr Vermögen sank. Die Ortsgemeinde umfaßt nebst Erlen die Ortschaften Ehstegen, Dorf und Schloß Eppishausen und Buchackern. Der merkwürdige Nachbarort Eppishausen verdient eine eigene Erwähnung. Dieses Dorf besteht aus einem Schlosse und 32 Häusern und liegt an der Landstraße, ganz nahe bei Erlen, rückwärts von einem schattenreichen Buchenwalde gedeckt, hat eine reizende Aussicht über das Dorf und das ganze Thalgelände der Aach und den gegenüber liegenden, schwach aufsteigenden, mit den herrlichsten Baumpflanzungen bedeckten Bergabhang. Die Erbauer desselben sind nicht bekannt, doch weiset der in das neue Herrschaftsgebäude eingebaute feste Thurm in das 12. Jahrhundert zurück. Die Herrschaft war ein Lehen des Bisthums Konstanz. Im Jahr 1364 war Rudolf von Rheinegg ihr Besitzer. Später kam sie an das Kloster Muri, endlich 1813 an den Freiherrn Jos. von Laßberg. Der Wein, welcher an den hinter dem Burgwalde mittäglich gelegenen Reb-

hügel gebaut, aber auch mit besonderer Sorgfalt behandelt wird, dürfte, wenn nicht blos die Stärke, sondern auch der Wohlgeschmack in Anschlag gebracht wird, der beste im Kanton sein. — Aus dem Geschlechte der so eben genannten Brunschweiler von Erlen stammte auch mein Vater, Ulrich Brunschweiler. Die Natur hatte ihn mit edeln Geistesgaben ausgeschmückt und er hatte Freude an Allem, was wahr, schön und gut ist, er lernte viele schöne Künste, die ihn um so achtungswürdiger machten, weil er dieselben nicht handwerksmäßig oder Gewinnes halber, sondern aus purer Lust und Freude und zum Nutzen von Andern trieb, indem seine Eltern ein bedeutendes Vermögen besaßen und er nicht genötigt war, sein Brod im Schweiße seines Angesichtes zu verdienen. Im Jahre 1768 verheirathete sich mein Vater mit einer liebenswürdigen ländlichen Tochter, Barbara Peter von Hatterschweil, ebenfalls aus dem Vaterkanton Thurgau. Aus dieser Ehe, die ich später, wie ich zum Verstande heranreiste, als eine glückliche kennen lernte, ging ich hervor und wurde den 5. März 1770 geboren. Ich erhielt in der Taufe den seltenen Namen Joachim. Daß ich ein Kind von besonderer Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit müsse gewesen sein, entnehme ich daraus, daß mir nachher meine l. Eltern oft versicherten, daß ich erst 9 Monate alt schon allein in der Stube herumlaufen konnte; im zweiten Jahre stieg ich schon auf einen hohen Kirschbaum. Meine Eltern sorgten frühe dafür, daß ich keine Zeit fände, den losen Müßiggang lieb zu gewinnen oder mich mit ausgelassenen Gassenbuben herum zu treiben. Sie gönnten mir zwar zu Zwischenzeiten unschuldige Kinderspiele und sinnige Tändeleien, allein sie hielten mich nebenbei zum Lernen und zu nützlichen Beschäftigungen an. So mußte ich 3 Jahre alt schon in die Schule gehen und neben dem Schulbesuche zu Hause Baumwolle zerlegen, säubern und zum Spinnen zubereiten. Mit jedem Jahre verstärkten die Eltern ihre Forderungen an mich, nach dem Maßstabe meiner zunehmenden Kräfte. Im fünften Jahre mußte ich täglich nebst dem Schulbesuche einen halben Schneller Baumwollengarn spinnen, was für ein Kind schon eine ziemliche Aufgabe ist. Die übrige Zeit verbrachte ich zu Hause nicht nur mit Schreiben von Currentschriften,

wie ich sie in der Schule übte, sondern mit Zeichnung von schönen Frakturbuchstaben, die mit schwierigen Zügen durchflochten und geziert und zu meiner Zeit in Schriften als Anfangsbuchstaben sehr üblich waren. Diese Übung war damals noch der letzte Überrest jener Zeit, die der Buchdruckerkunst voranging, wo man aus alten Handschriften die glänzenden und schwierigsten Züge und Zeichen nachahmte. Ich hatte Freude an solchen majestätischen Buchstabenzeichnungen und brachte es bis zu meinem sechsten Altersjahr so weit, daß ich meinem eigenen Schulmeister auf seine Vorschriften solche groteske Anfangsbuchstaben zeichnen mußte, weil er selbst einsah, daß ich ihn in dieser artigen Kunst übertreffe; ich erlangte hierdurch bei unsren Nachbarn eine gewisse Berühmtheit, die ich benutzte, um ihnen eine kleine Freude zu machen und ein nicht geringes Staunen abzugewinnen; wo ich in ein Haus kam, legte man mir eine Kreide vor und forderte mich auf, schöne Frakturbuchstaben auf den Tisch zu machen. Ich that dies um so lieber, weil damals, wenigstens in vermöglichen Häusern, bei uns die schwarzen Stein-tische, in eine hölzerne Rahme gefaßt, gebräuchlich waren und auf solchen Tischen die Züge geläufig waren und meine weißen Kunstfiguren deutlich und schön in's Auge fielen. Dieses erhob die Freude meiner Nachbarn und sie gaben mir dieselbe durch verschiedene Merkmale, manchmal auch durch kleine Geschenke kund. — Harmlos, munter und vergnügt schritt ich auf der Kinderbahn in's achte Lebensalter, wo mit der fortlaufenden Zunahme von leiblichen Kräften auch die geistigen sich immer mehr entwickeln und der Mensch sozureden das erstmal aus dem Kindesschlummer zum Bewußtsein erwacht. Meine Eltern maßen mir in diesem Alter schon eine ziemliche Portion von Arbeiten zu, die meine geringen Kräfte zwar übten und stärkten, aber auch ermüdeten und manchmal fast erschöpften. Von nun an mußte ich zur Sommerszeit auf dem Lande arbeiten. Wenn die Feldarbeit in der lachenden Gottesnatur auch viel Vergnügliches hat, so hat sie doch ebenfalls viel Beschwerliches, zumal für einen Knaben, dessen zarte Glieder sich an den rauhen Erdschollen noch nicht gekräftigt und abgehärtet haben. Dies ist im Thurgau um so mehr der Fall, weil das Land etwas rauh

und zähe ist und weil dasselbe größtentheils mit der Hand bebaut wird, indem die Pflugzüge mit Ochsen und Pferden nicht so häufig sind wie in andern Kantonen, wo die Viehzucht ein Hauptzweig des Landes ist. Mir setzte das Hacken mit schweren Picken, das Mähen mit den harten Bügen und Krümmungen an der Sense durch das dicke Gebüsch des Grases, das Holzen mit den ermüdenden Streichen, das Kornabschneiden mit der Sichel unter dem tiefen, schmerzhaften Bücken u. s. w. hart zu; allein noch ein unangenehmeres und schwereres Loos bereitete mir der unfreundliche und langwierige Winter. Er verbannte mich nicht etwa bloß in die enge Stube, hinter den warmen Ofen, sondern tief in den feuchten, schwimmenden Webkeller. Mein Vater richtete mir den Webstuhl und die Geschirre eigenhändig zu, was etwas schwer hielt, weil meine Hände und Füße noch ziemlich kurz waren und eine eigene Mechanik erforderten. Er organisierte mit seiner geschickten Hand die Weberei so ziemlich nach meinem Wuchse, aber gar nicht nach meinem Wunsche; denn ein Weber zu werden war mir ein verwünschter Gedanke und ich ließ mich höchst ungern dazu bequemen. Jedoch bei allem Entgegenstreben meiner natürlichen Neigungen und Anlagen zu etwas Besserm hielt ich diese unterirdische Gefangenschaft etliche Jahre aus und arbeitete geduldig an dem knollenden Webstuhl. Selbst in diesem Haugewölbe und bei der geistlosen Arbeit erstickte in mir die Vorliebe zum Zeichnen und Malen nicht und ich freute mich die ganze Woche auf den kommenden Sonntag, nicht blos um des Webens los zu werden, sondern um zeichnen und malen zu können. Blümchen mit der Feder kritzeln, Umrisse von schönen Häusern machen und mit lebhaften Farben zieren, war an solchen Tagen mein seligstes Vergnügen und zugleich eine Quelle für meine Kinderfinanzen, denn die Nachbarskinder, denen meine Kunst gefiel, kaufsten bei mir dergleichen Bildchen um einen Pfennig und gebrauchten sie als Buchzeichen. Oft konnte ich mir so an einem Sonntage mehrere Bazen verdienen. Gewiß kein Kleines für einen Knaben, der sich reich genug fühlt, wenn er, wie es damals üblich war, eine Dosis schwerer Kupferkreuzer besitzt! Ach, wie wird der Mensch doch von Jugend auf durch die Phantasie

glücklich oder unglücklich! Jetzt würde mich ein Haufen Geld nicht mehr so rein vergnügt und selig machen!

Im Jahr 1782, als ich gerade 12 Jahre alt war, kam einer von meinen Verwandten nach Hause, der in Stuttgart das Porträtmalen gelernt hatte. Natürlich kamen mir nicht nur seine Zeichnungsinstrumente, seine verschiedenen Farben und seine Malerwerkzeuge, sondern auch einige Köpfe und Figuren zu Gesichte, die, obgleich ich von der Kunst nichts verstand, doch meine angeborene Neigung ansächten und die Lust, ein Maler zu werden, neuerdings entzündeten. Jetzt ekelte mir an jeder Handarbeit und vorzüglich verdroß mich das elende Weben; ich achtete nichts mehr hoch als die Malerei. Ein Maler kam mir vor wie ein überirdisches Wesen, das seinen Pinsel in die Geheimnisse der Schöpfung taucht und die Werke der Gottheit bis zum Leben nachmacht, Ideale schafft und entwirft und alles aus dem Nichts der täuschenden Farben hervorbringt. Beim Tage dachte ich nur an die Malerei, in der Nacht träumte ich nur von ihr. Dies eröffnete ich meinem Vater und er gab sich wirklich alle Mühe, mir zur Erfüllung meines Wunsches zu verhelfen. Er nahm den Rath und die mildthätige Hülfe der reichern Verwandten in Anspruch, allein diese riethen ihm zu meinen Ungunsten und gingen mir ganz ab der Hand. Laßt euern Sohn, sagten sie ihm, lieber ein Handwerk, z. B. einen Schreiner oder Drechsler lernen, das ist besser als die Malerei! Andere lehnten alle Hülfe von sich ab und wollten keinen Theil an meinem Geschick haben. So ward der Vater hilf- und ich hoffnungslos für meinen schönen Zweck. Der Webkeller verschlang mich wieder wie das Seeungeheuer den armen Jonas und ich fand keinen Ausweg mehr. Von meinem Lieblingsfache ließ ich aber deswegen nicht ab und zeichnete jeden Augenblick, wo ich einen Unlaß fand. Die Wände und Mauern in meinem verhaschten Webkeller mußten sich alle Figuren und Zerrbilder gefallen lassen, die ich ihnen von Zeit zu Zeit mit dem Bleistifte auftrug; sie glichen mehr Tapeten als weißen Gypswänden, weil ich sie mit tausend Schnörkeln angefüllt hatte. Als ich meine Unlust am Weben und meine Vorliebe zum Zeichnen und Malen immer lauter kund gab, glaubte ein gewisser Vetter von mir, der Herr Doktor in Erlen,

er werde mir meine fixe Idee für die Malerei dadurch vergessen machen, wenn er meinem Vater rathe, daß er mich die Gärtnerkunst lernen lasse. Ich ließ mir diesen Vorschlag so ziemlich gefallen, weil man mir sagte, daß ein Gärtner auch Blumen zeichnen und malen müsse. Mein Vater wandte sich an einen berühmten Gärtner in Stuttgart, von dem wir aber keine einladende Antwort erhielten. Er stellte uns das Schwierige vor Augen, welches mit diesem Berufe verbunden wäre. Ein Gärtner, sagte er mit Recht, müsse auch viele Kenntnisse, wie z. B. die Naturkunde, Naturgeschichte, Agrikultur und vor Allem eine gründliche und ausgedehnte Kenntniß von der in's Unendliche gehenden Botanik besitzen. Der Beruf selbst, fuhr er fort, wäre von der Art, daß es ein Gärtner höchst selten zu einer unabhängigen Selbstständigkeit bringe; er müsse immer unter Fremden dienen und sein Brod im Schweiße des Angesichtes essen; in Städten und an Höfen bekomme man nicht leicht eine Anstellung und auf dem Lande sei die Arbeit rauh und der Verdienst schlecht; die Lehrzeit würde 3 Jahre erfordern und das Lehrgeld 50 Gulden. Unter diesen Bedingungen werde er mich zwar annehmen, aber ratthen könne er's mir nicht. Schon dieses schreckte mich ab, allein es gesellte sich noch der Gedanke dazu: der Gärtner kann nur im Sommer und bei guter Witterung seinem Berufe obliegen, was müßte ich dann im Winter und bei anhaltendem Regenwetter thun? Mich wieder lebendig in einen Webkeller vergraben, wie bei Hause, wenn ich nicht auf dem Felde arbeiten könnte? Davor graute mir und ich schlug das Gärtnerwesen aus dem Kopfe. Auch meine Eltern standen von diesem Vorhaben mit mir ab und die ganze Sache blieb unterwegen.

Da ich nichts so sehr wünschte als die Erlösung aus dem Kerker meines leidigen Webkellers und weil mir nun keine Aussicht mehr blieb, dem Zuge meines Herzens zu folgen und ein Maler zu werden, so nahm ich wieder eine andere Wendung, welche, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, mehr vom Zufalle als von der freien Wahl abhängt. Ich hatte nämlich in Erlen einen andern Vetter, der Schlossermeister war. Zu diesem trat ich einstweilen in die Lehre und arbeitete schon wie ein gedungener Lehrjunge. Meine

Eltern gaben mir aber zu dieser Profession ihre Bestimmung nicht, aus dem einfachen Grunde, weil in unserm beschränkten Dorfe nicht zwei Schlosser Arbeit und Auskommen fänden und einer dem andern nur Eintrag thäte. Ich begriff dies und verließ die Schlosserei um so lieber, da sie meiner körperlichen Konstitution so wenig als meiner natürlichen Neigung züsgte. — Endlich glaubte mein Vater, als eine Art von Tausendlünstler, etwas aus sich heraus gefunden zu haben, was mir anpaßte und mich durchs Leben trüge. Er verfertigte Tischler- und Drechslerarbeiten und wollte auch aus mir einen Bastarden von Schreiner und Drechsler machen; denn, sagte er, auf diesem Wege lerne ich allerlei Geschirre und Möbel fabriziren und bekomme das ganze Jahr Arbeit genug. Wie hätte ich nicht einsehen sollen, daß solche abwechselnde und schöne Arbeiten, die mein Vater verfertigte, unterhalternd wären, als das eintönige und langwierige Weben in der feuchten unterirdischen Höhle? Ich befann mich also nicht lange und schlug den angewiesenen Scheidweg ein. Nun gings an den Hobelbank und den Drechslerstuhl. Die Arbeiten gelangen mir ziemlich gut, in kurzer Zeit verfertigte ich alle Arten von Webgeschirren, auch Spinnrädchen, Häspel, Tische, Stühle und Kommoden. Dabei vergaß ich aber mein Lieblingsfach — das Zeichnen und die Malerei — nicht, sondern suchte sie wie möglich mit meinen Arbeiten in Verbindung und zur Anwendung zu bringen. Den eleganten gedrehten Formen und Figuren von verschiedenen Werkzeugen einen schönen Farbenglanz aufzudringen oder anderswo nach meinem jugendlichen Geschmacke Zeichnungen und Bilder zu illuminiren, waren für mich Übungen, die mir kein Drechsler oder Tischler nachmachte. Ich verstand um diese Zeit das Spekulieren bei Gewerbe und Handel noch nicht und kann also nicht sagen, ob ich damals mit meiner Arbeit das Brod verdient habe. Es scheint aber, meine Eltern müssen keinen bedeutenden Vortheil dabei gefunden haben, denn sie entbanden mich jetzt wieder vom Hobelbank und Drechslerstuhl. Gegen das Ende des Jahres 1788 schickten sie mich zu Herrn Friedrich Girtanner und Komp., Kaufmann in St. Gallen, in die Lehre. Wahrscheinlich wollten sie, daß ich da das Fabrikwesen, die Buchhandlung und den Handel

lernen sollte. Von allem dem lernte ich aber rein nichts. Man gebrauchte mich bloß als Zettelmacher, Wirkensversender oder Packknecht und zu allen geringfügigsten Fabrikarbeiten; es zeigte sich keine Aussicht, hier die Handlung zu lernen, sondern ich mußte darauf rechnen, ein armer Handlanger zu bleiben oder höchstens ein Kopist zu werden. Ueberhaupt erinnerte mich in dieser Stellung alles zu lebhaft an meine verwünschte Weberei, daß ich nur auf eine Gelegenheit lauerte, von den Banden dieses Gewerbes befreit zu werden. Das rätselhafte Schicksal bot mir bald eine Gelegenheit dar, die meinem ganzen Leben zwar eine andere, aber nicht die glücklichste Wendung verlieh, wie wir sogleich sehen werden.

Mein Künstler-Arkanum.

Wie ich ungefähr ein und ein halbes Jahr als Handelsjunge bei Herrn Girtanner in St. Gallen war, besuchte mich gegen das Ende Heumonats 1790 mein ältester Bruder. Weil ich von ihm nichts erwartete als erfreuliche Nachrichten von unsren lieben Eltern, frug ich allererst nach diesen, wie sie leben, was sie machen? Seine Antworten auf diese kindlichen Fragen fielen zwar nach meinem Herzenswunsche aus, weil sich meine Eltern wohl befanden; allein des Bruders Antworten waren so abgebrochen und wegeilend, daß ich sogleich wahrnahm, er habe mir noch etwas Wichtiges zu öffnen. Seine freudige, geheimnißverkündende Miene, sein rasches und beinahe lautes Atemholen machte mich gespannt und ließ mich wenigstens nichts Böses befürchten. Ich will dir, hob er endlich mit freudigem Lächeln an, etwas erzählen, woran du Freude haben sollst! Geschwind sag' mir's, erwiderte ich, ja ich möchte auch einmal etwas Freudiges hören! Will mich der Vater etwa die Malerei lernen lassen? Nein, nein, etwas ganz Anderes habe ich dir zu sagen, versetzte er, denke nur, unser Herr Vetter Ulrich Brunschweiler, der Bergolder, hat einen weißen Firniß erfunden, der den Gemälden, Kupferstichen und allem Holze einen so durchsichtigen und glänzenden Schimmer mittheilt, daß man glauben sollte, die

Gegenstände würden durch diesen Firniß krystallisirt; er gewährt überdies das Vortheilhafteste, daß er sehr leicht, geschwind und ohne Feuer zubereitet werden kann. Der Erfinder hat dabei in Zürich, Bern und bereits in allen Theilen der Schweiz sein Glück gemacht, er hat auch uns dieses Arkanum entdeckt und nach ihm haben schon mehrere Individuen auf ihren Reisen mit demselben runde Summen Geldes verdient. Wollen nicht auch wir hierin Geschäfte machen? Wir beriethen uns lange über einen derartigen Versuch, aber gelangten zu keinem Resultate und gingen unentenschlossen aus einander.

— Nach Verfluß von einigen Tagen kam schon wieder ein anderer Verwandter zu mir, der ebenfalls im Begriff war, mit dem Firniß zu reisen; er zeigte mir einige Proben von dem Rezepte, das ich schon kennen gelernt hatte; sie glänzten wirklich spiegelhell. Von dieser Zeit an hörte ich alle Tage Wunder von diesem Firniß, Jedermann wollte sein Glück damit versuchen, alles wünschte das Arkanum zu wissen. Mich Unerfahrenen kitzelte natürlich auch der Gedanke: Vielleicht könnte ich mittelst dieses vortheilhaften Geheimnisses auf eine leichte Weise mir sehr viel Geld verschaffen, auf lustigen Reisen schöne Erfahrungen machen und dann die Malerei lernen, wobei mir dieser Firniß so herrlich zu statten käme. So gleich schrieb ich einen Brief an meine Eltern, worin ich denselben meinen Wunsch oder vielmehr den festen Entschluß eröffnete, in St. Gallen bei Herrn Girtanner aus der Lehre zu treten und mit dem berühmten Firniße zu reisen; deßhalb, fügte ich bei, werde ich nächster Tage ohne Weiters nach Hause kommen. Der Tag und die Stunde der Abreise von St. Gallen war also unabänderlich beschlossen und meine Eltern waren prävenirt. Aber wie von meinem Prinzipal wegkommen? Entdecke ich ihm mein Vorhaben offen und unumwunden, so läßt er mich nicht gehen; sage ich ihm nichts von Allem, so ist es schwer aus seinem Hause zu kommen. Ein Vorwand, den ich, freilich ein bisschen jesuitisch, von der Lüge zu unterscheiden suchte, mußte mir heraus helfen. An einem Samstage bat ich Herrn Girtanner um die Erlaubniß, am künftigen Morgen nach Herisau gehen zu dürfen, wo ich einen Verwandten besuchen wolle. Dies wurde mir, wie ich erwartete, zugestanden,

weil es Sonntag war, wo nichts versäumt wurde. Bei aller Erlaubniß mußte ich aber mit Vaden vorsichtig sein, damit Niemand im Hause auf meine gänzliche Entfernung schließe. Am Feierabend nach dem Nachessen schlief ich ganz stille in mein Zimmer, packte meine Effekten zusammen und legte mich einige Stunden schlafen. Ein unruhiger Schlummer bemächtigte sich meiner, ich lag wie ein Schlafwacher, weil ich die frühe Abreisestunde nicht verschlafen wollte, und schwere Träume umschwebten meine jugendliche Phantasie. Einsam und verlassen befand ich mich in fremdem Lande, von betrügerischen Menschen und allerlei Gefahren umringen und nur selten lächelte mir Glück und Freundschaft zu. Soll dieser Traum der Umriß meines künftigen Lebens und meiner Schicksale sein? fragte ich beim Erwachen mich selbst und ward etwas bedenklich. Allein der Gedanke: Träume sind haltlose Bilder, nichts als selbstgeschaffene geflügelte Kinder unserer Furcht und Hoffnung, verbannete jede Sorge aus meinem Herzen. Schon hatte der Hammer an der murmelnden Glocke im Stifte St. Gallen in tiefem Bass drei Uhr geschlagen und der Nachtwächter seinen Morgengruß gerufen; alles um mich her lag noch unter feierlicher Todesstille in den Armen des süßen Morgenschlummers und ich war froh, daß sich noch keine Seele regte. Ich erhob mich aus dem Bette, öffnete leise die Thüren, schlief geräuschlos über alle Treppen und Gänge, und entkam so gut, daß mich kein lebendiges Wesen bemerkte. Um vier Uhr hatte ich schon die Stadtthore St. Gallens hinter mir; herrlich, wahrhaft sonntäglich war der Morgen. Der azurne Himmel, die aufgehende Sonne, die durch den Morgenthau erquickte Natur und der wortlose Gesang der Vögel verkündeten einen göttlichen Tag und schienen meinem Vorhaben ihren Beifall zuzujuichen. Die entzückenden Reize in der Außenwelt, in der ich lustwandele, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in meinem Busen beflogen meinen Gang so sehr, daß ich ungeachtet meiner Bürde, die mir häufigen Schweiß auspreßte, gegen 9 Uhr die Strecke von 4 Stunden zurückgelegt hatte und gutes Muthe an meinem Vaterorte in Erlen anlangte. Meine lieben Eltern freuten sich über meine Ankunft, wollten aber mein Vorhaben in Bezug auf meine Künstler-

reise nicht billigen, weil es mir noch, wie sie mit Recht sagten, an Weltkenntniß und Erfahrung mangle. Ich ließ mich aber nicht abschrecken und bat den Vater nur, mir das Arkanum mit dem Firniß noch vollkommen zu zeigen, um zu erproben, was er, so gut er konnte, mir zu lieb that, worauf ich mich dann unerschütterlich fest entschloß, meine Reise in die Fremde mit dem Firniß-Arkanum so bald als möglich anzutreten.

Meine Künstler-Reise.

Nach allen möglichen Vorstellungen, die meine Eltern mir der Reise wegen mit einem solchen Bagatell von Firniß, der schon weit verbreitet war, machten, gelangten sie zur Einsicht, daß ich leider nicht von meinem Vorhaben abzubringen sei, und willigten deshalb auf eine gewisse Art genöthigt auf meine Abreise ein. Vielleicht daß sie nach Verdienst das Sprichwort an mir sich wollten erwähnen lassen: Wer nicht hören will, muß fühlen. Genug. Der Tag meiner Auswanderung wurde 1790 auf den 11. August festgesetzt und bereitete ich mich zu meinem Abmarsche. Eine ländliche Kleidung nach damaligem Schnitte wurde angeschafft: 2 gute Hemden, 2 Halstücher, 1 Paar Strümpfe, kurze Hosen von schwarzem Sammet, ein heitergrauer Oberrock von feinem Tuche, ein dreieckiger Hut. Das Firniß- oder Lack-Arkanum im Kopfe war vor Allem mein Reichthum, den man mir nicht rauben konnte, der Stein des Weisen, der mich glücklich machen sollte. Von diesem Schatz durfte ich wohl, wie jener berühmte Philosoph, der all sein Vermögen in einem Bündelchen bei sich trug, getrost sagen: „Ich trage alle Habe mit mir!“ Zudem besaß ich noch ein Stück glänzend lackirtes Holz, welches den Leuten als Probe dienen und meine Kunst anschaulich machen mußte; endlich, was das Vornehmste war, wurde auch meine Börse gut versehen. Ich besaß einen ganzen Louisd'or an Baarschaft, welche eine gewichtige Summe Geldes ausgemacht haben würde, wenn ich dieselbe an Konstanzer Kupferkreuzer hätte auswechseln wollen, was ich aber bescheiden vermied, weil ich mit dem schnöden

Gelde keine Ostentation machen wollte. — So ausgestattet packte ich meine Effekten in mein schimmerndes Wachstuch zusammen und hielt mich reisefertig. Meine Eltern wünschten zwar, daß ich nicht weiter gehen sollte, als bis nach Basel, von wo aus ich mich wieder nach Hause zu begeben hätte, und dies um so mehr in dem Falle, wenn ich keine guten Geschäfte mache. Mein Reiseplan zielte aber weiter und der Gedanke, gegen den ausdrücklichen Willen meiner Eltern in die weiteste Ferne zu kommen, indeß sie um mich bestimmt würden, erschwerte meinen bevorstehenden Abschied bis zum Herzbrechen. Endlich kam der schmerz- und wehmuthsvolle Augenblick, wo die zärtlichsten Bande der Natur gerüttelt wurden, weil ich mich von meinen l. Eltern trennen sollte. Mit Thränen in den Augen traten sie vor mich hin, ertheilten mir noch schöne Lehren, gute Zusprüche und den Elternsegen, wobei ich in die traurigsten Gefühle aufgelöst ward und in kindliches Schluchzen zerfloß. Nur der Vater milderte meinen Schmerz noch dadurch, daß er mir versprach, mich eine Strecke Weges noch zu begleiten. Bei meinen Verwandten und Nachbarn in Erlen sagte ich am Vorabend meiner Abreise noch das Lebewohl, wobei diese mir freundnachbarlich und herzlich Glück wünschten.

Am oben bestimmten Tage, früh Morgens um 5 Uhr hatte meine gewaltsame Losreizung aus den Elternarmen und von meinem Vaterhause statt. Der Tag leuchtete zwar herrlich, der thauende Morgen lag in das lieblichste Morgenroth gehüllt; Wiesen, Bäume und Felder lachten, von den milden Strahlen der alles belebenden Sonne beleuchtet, Gottes Schönheit und Liebe schien über die ganze Natur ausgegossen; aber auf meinem kindlichen Herzen lag ein trübes, schweres Dunkel! Mein Vater hielt Wort und begleitete mich noch einige Tage. Wir nahmen unsern Weg über Weinfelden nach Wigoldingen, wo wir bei meiner Tante, F. Brauchli, das Mittagsmahl einnahmen; nach Mittag begaben wir uns nach Ailingenberg zu unserm Statthalter von Eppishausen, der mir ein Patent oder vielmehr ein Attestat über meine geheime Kunst aussstellte, welches ich hier wörtlich beizeige, damit jedermann sehe, daß ich

mich als junger Künstler ankündigte. Das amtliche Urtestat lautet wie folgt:

„Vorweiser dies, J. Brunschweiler, gebürtig von Erlen,
„besitzt die Kunst, einen der feinsten Firnisse zu machen, welcher
„auf Kupferstich und Holz aufgetragen gleich wie das feinste
„Glas anzusehen war“ u. s. f. L. S. Unterschrift.

Dieses amtliche Urtestück bildete nun die Krone auf mein glänzendes Unternehmen und ich hoffte vermittelst desselben die Welt umsegeln zu können, jeden Leser zu bezaubern und reich genug zu werden. Es war aber so schlecht und unleserlich geschrieben, daß es höchstens von Schriftgelehrten, nicht von gemeinen Leuten konnte gelesen werden, was mir bei denjenigen nicht wenig mag geschadet haben, die mir nicht auf mein Wort glaubten, wenn ich meine Künste rühmte. Vom Statthalter weg begaben wir uns nach Frauenfeld, dem Regierungsorte, um für mich einen Reisepaß ausfertigen zu lassen. Ich verlangte, daß ich unter der Rubrik Beruf als Flachmaler eingeschrieben werde, obwohl ich keine Farbe zu behandeln verstand und in groÙe Verlegenheit gekommen wäre, wenn man von mir einen Pinselzug verlangt hätte. Von da begleitete mich mein Vater noch bis nach Hatterschweil, dem Heimatort meiner Mutter, wo mein Onkel Herr Doktor Peter wohnte, der mir zwar mein Unternehmen mißrieth, aber mich am Ende doch zu diesem Zwecke mit 2 Neuthalern beschenkte. Unweit von hier empfahl mich mein Vater nochmals dem Schutze Gottes und entließ mich. Raum war mein Vater aus meinen Augen verschwunden, als ich eine entsetzliche Leere bei mir fühlte. Es war mir, als sei ich von allen meinen Lieben verlassen und in den Ozean einer unbekannten Welt geschleudert. Dieses Nachsinnen, schwerer Ernst, innere Wehmuth bemächtigten sich das erste Mal meiner Seele, indeß ich, ich weiß nicht wie, in Winterthur eintraf. Hier nahm ich mein Logis beim Adler. Die Leute, die ich da antraf, waren geeignet, mir meine Verlassenschaft noch empfindlicher zu machen und meine Aussicht in die nahe Zukunft zu trüben. Kein Mensch von der Gesellschaft achtete meiner und ich hatte den Mut nicht,emanden anzusprechen. Wie unfreundlich, dachte ich, sind doch die Leute hier! Wie werde

ich Geschäfte machen können, wenn die Menschen überall so unartig sein werden. Da ich von diesem ersten Marsche ziemlich müde, schwermüdig und der Menschen überdrüssig war, verlangte ich nach dem Schlafzimmer. Man führte mich in eine Zelle, wo ich ein artiges Bett fand, welches den einsamen Pilger aufnehmen und erquicken sollte, allein ich war voll Kummer und Besorgnisse und die Nachwehen des Abschiedes von den lieben Meinigen hatten sich bei mir in vollem Maße eingestellt, daß ich wenig und nur unter betäubenden Träumen schlief. Am Morgen beim Erwachen kam mir mein Unternehmen noch bedenklicher vor, ich wußte nicht was anzfangen, kannte hier keinen Menschen, der mir Rath schaffte, alles war mir fremd und unfreundlich, ich mußte mich blind dem Schicksale überlassen. Muthlos nahm ich meinen Reisebündel wieder auf den Rücken und marschierte nach Zürich, wo ich meinen Vetter Peter aufsuchte, um den Brief an ihn abzugeben, den mir der Onkel übergeben hatte. Auch er wie sein Vater mißrieth mir mein Unternehmen vorzüglich aus dem Grunde, weil mein Kunstmärkisch bereits schon bekannt sei; einmal in Zürich, meinte er, werde ich kaum Geschäfte machen, nur könnte vielleicht der berühmte Pfarrer Lavater, der immer viele junge Künstler beschäftigt, mir Arbeit geben; morgen wolle er mich zu Lavater führen. Unterdessen machte ich bei einigen Schreinern in der Stadt Versuche, mein Kunstdenkmal an Mann zu bringen, aber aller Orten hieß es: „Dieser Lack ist hier schon bekannt.“ Meine Hoffnung hieng also hier einzig noch an dem großen Lavater. Am folgenden Morgen begleitete mich mein Vetter zu seinem Hause, wo er mir wie einem Fremden blos die Thüre wies und sich wieder davon machte. Ich befand mich in einer nicht geringen Verlegenheit, da ich ganz allein, unbekannt und ohne Empfehlung vor den weltberühmten Gelehrten treten sollte, weil man mir sagte, er sehe den Leuten gerade an dem Gesichte, was sie wären, was sie denken und treiben, eine Kunst, dachte ich, welche die meinige noch übertrifft. Als ich in sein Zimmer trat, nahm er zwar von meinem Gesichte keine Notiz, denn er war mit Gemälden und Kupferstichen beschäftigt; aber auch meinem Kunstmärkisch erwies er keinen besondern Respekt. Mit Furcht und Schrecken

zeigte ich ihm mein lackirtes Stücklein Holz. Er betrachtete es kaum und murmelte ganz wegwerfend: „Das Rezept ist nicht gut, gar nicht, ich habe diesen Firniß schon,” und ging wieder an seine Geschäfte. Diese niederschlagende Antwort ging mir wie ein Stich durchs Herz und ich sah meine Hoffnung vereitelt, weil ich den Ausspruch eines großen Gelehrten gegen mich hatte. Fast stand ich im Begriffe, alles mein Zeug wegzuwerfen und nach Hause zu gehen; doch tröstete mich dann wieder der Gedanke: es gibt nicht überall Lavater, wo du hinkommst, vielleicht geht es bald besser. Gerne hätte ich meinen strengen Kritiker um einen Rath oder um allfällige Arbeit gefragt, aber ich fürchtete ein böses Wort oder eine derbe Abfertigung. Mein ehrliches Aussehen rührte den großen Physiognomiker nicht. Ich entschloß mich, von Zürich auf der Stelle wegzugehen, aber wohin um's Himmels willen? Wenn es dir überall so gehen sollte, wovon dann leben in der Fremde? Doch nur den Muth nicht verloren, wer sich selbst aufgibt, hat alles aufgegeben: Zur Schweiz hinaus! Im Auslande ist mein Arkanaum noch nicht bekannt, dort kann ich gewiß mein Geld machen! Nach einem langen Kampfe mit mir selbst setzte ich einstweilen die Fortreise nach Basel fest. Mein Gastwirth zum Schwanen, sagte mir, daß um 12 Uhr Mittags ein Schiff nach Baden fahre, worin ich bequem und mit geringen Kosten dorthin komme. Ich begab mich sogleich an die Landung der Limmat, wo ich einen großen Volks- haufen antraf, der ebenfalls das Schiff bestieg. In zwei Stunden landeten wir auf dem schnell dahineilenden Flusse in Baden, wo ich mich aber gar nicht aufhielt, sondern sogleich die Straße nach Basel einschlug. Auf dieser wanderte ich geraden Wegs fort bis zur Stadt. Sobald ich ein wenig ausgeruhet und mich erquikt hatte, produzierte ich in Basel meine Kunſt und machte den Anfang bei Tischlern, weil sich diese am meisten mit Lackiren befassen. Die ersten, welche ich in der Bude besuchte, fingen an zu lachen, sobald ich etwas von meinem Arkanaum sagte. Meister, rief ein Geſelle höhnisch, kommens einmal her, es ist wieder ein Lackirer angekommen. Der Meister erschien ziemlich trozig, indem er mir ohne Gruß sagte: Ich kann euer Lack auch machen, er ist aber nichts nuß; ich habe

viel für den Bettel bezahlt und bin wie viele andere angeschmiert worden; jetzt kann man diesen Plunder umsonst haben. Das war mir wieder ein böser Psalm und eine Vorbedeutung, daß es mir immer schlechter gehen soll. Doch ich ließ mich noch nicht abschrecken, sondern wollte dem Schicksal trocken, welches mich zu prüfen schien, und zog weiter über Mühlhausen nach Kolmar. Hier hoffte ich auf eine gute Empfehlung hin einige Tage Aufenthalt zu finden. Ein gewisser Herr Haag von Frauenfeld war ein Dohtermann von einem Herrn Doktor Volmar, der in Kolmar wohnte und hatte mir Briefe an diesen übergeben. Sobald Volmar das Empfehlungsschreiben gelesen hatte, war er mir sehr freundlich und gut; ich eröffnete ihm, daß ich Willens wäre, mit meinem neu erfundenen Lack nach Straßburg zu reisen, zeigte ihm das Rezept mit dem lackirten Stücklein Holz, wobei ich ihm aufrichtig gestand, daß ich auf der ganzen Reise noch keine Gelegenheit gefunden habe, eine Probe von diesem Arkanum zu machen, deswegen wünsche ich dieses hier zu thun. Der Herr Doktor hatte indessen das Rezept gelesen, dann führte er mich in seine Apotheke und sagte ganz freundlich: hier habe ich eine kleine Apotheke; in dieser befinden sich alle Spezies, welche zu Ihrem Firnis nöthig sind; so wird es doch möglich sein, eine Probe oder Anwendung von dem Rezepte zu machen; indessen, setzte er bei, lade er mich freundlich ein, einige Zeit bei ihm zu bleiben, wo es sich dann hoffen ließe, daß mein Firniß bekannt und gesucht werde; er werde alles Mögliche thun, um mir den hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen. — Das war wieder einmal Thau auf mein durch die Theilnahmlosigkeit und den Frost der unfreundlichen Menschen verwittertes und niedergeschlagenes Herz; aber wie selten sind solche theilnehmende und gute Menschenherzen zu finden! Ich mußte vom Thurgau bis Kolmar laufen, um unter so vielen Tausenden nur einen gemüthlichen Menschen zu finden! Ein Beweis, daß man jetzt noch Diogenes Vaterne nöthig hat, wenn man in der christlichen Welt Menschen sucht. Mein Doktor und ich machten nun Anstalten, das Rezept zu verwirklichen; alles ging gut von Statten, der Lack fiel nach Wunsch aus; wir lackirten den ganzen Tag Kupferstiche, Gemälde und Holz. Von letzterm rüstete ich mir ein Stück-

lein als Probe für meine Reise aus. Nun wollte ich in der Stadt Kolmar den Versuch machen, meine Kunst an Mann zu bringen. Es zeigte sich aber ein einziger Bergolder, welcher das Rezept verlangte und mir dagegen 6 Livres bezahlte. Sonst war auch hier nichts zu machen. Als mir so keine fernere Aussicht mehr übrig blieb und ich der theuern Familie Bolmar nicht länger zur Last fallen wollte, nahm ich am fünften Tage unter den herzlichsten Dankesbezeugungen für die genossene Gastfreundschaft beklommenen Abschied, um weiter zu reisen.

Wenn nicht bemüthet, doch so ziemlich erquict und durch die fünfjährige Ruhe hergestellt, setzte ich meine Reise durch prachtvolle Fruchtfelder fort und kam unvermerkt in Schlettstadt an, wo ich das Mißgeschick hatte, in ein schlechtes Wirthshaus geführt zu werden, was mich bewog, vor Tagesanbruch diesen Ort zu verlassen und meine Reise fortzusetzen. Noch an demselben Tage erreichte ich Straßburg. Vor dem Stadthore wurde ich von der Wache angehalten und man schrieb mir in meinen Paß: „Das Fechten ist bei hoher Strafe verboten.“ Ich vermutete, durch mein Neuzeres, namentlich durch meinen thurgauischen Aufzug die Veranlassung gegeben zu haben, daß man mich für einen Landstreicher hielt. Dies kitzelte meine Empfindlichkeit nicht wenig und entmuthigte mich ziemlich. Jetzt zog ich in dieser ungeheuren Stadt von Gasse zu Gasse, um einen Gasthof zu finden. Ich hob meine Blicke aufwärts von Haus zu Haus und suchte eine Taverne oder wie man zu sagen pflegt ein Haus, wo der liebe Herrgott einen Arm ausstreckt, aber ich erblickte keines. Erst nach langerm Beobachten nahm ich wahr, daß die Wirthschaften hier nur mit Inschriften oder Figuren und Gemälden an den flachen Mauern gezeichnet wären. Mit diesem Herumlaufen kam ich von Ungefähr auf den herrlichen Münsterplatz, wo ich dieses antike Wundergebäude und besonders die himmelanstrebende Höhe des von außen besteigbaren Thurmets mit Erstaunen betrachtete. Die schwindelnde Höhe lud mich Neugierigen ein, dieses Babelgebäude zu besteigen. Als ich schon über die Hälfte hinaufgestiegen war und eine ungeheure Höhe erreicht hatte, wo sich der Durchpaß etwas verengte und mir gefährlich zu

werden schien, bemerkte ich erst, daß ich mein Reisegepäck noch auf dem Rücken trage, weil ich vergaß, dasselbe drunter am Eingange abzulegen. Um besser fortzukommen, zog ich dasselbe hier ab, hängte es an eine steinerne Thurmsäule und band es gegen den Wind fest. Hierauf kroch ich noch einige Treppen hinauf und erklimm die Stadt und Welt überblickende ätherische Höhe. Keine Sprache hat Worte, die Herrlichkeiten zu bezeichnen, die sich hier dem erstaunten Blicke darbieten. Hier vergißt man das menschliche Elend wenigstens auf einige Augenblicke oder läßt es bei dem Reisebündel in der Tiefe und findet beides erst wieder, wenn man wieder zu Boden steigt. Nachdem ich auf dieser Adlerhöhe mein Auge gesättigt hatte und wonnetrunken von der unaussprechlich schönen Aussicht wieder zu mir kam, kehrte ich wieder zum menschlichen Elend herab und fühlte die Last desselben wieder, sobald ich die Erde betrat. Was jetzt in dieser großen Stadt, wo du kein Menschenantlitz kennst, anfangen, wohin dich wenden? Um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen oder etwa Rath zu finden und dann auch um meinen quälenden Durst zu löschen, sah ich mich nach einem Gasthofe um. Man wies mich zum Ochsen, dessen Zeichen oder Schild wie gesagt am Hause gemalt ist. Tags darauf ging ich in eine Apotheke, um mich nach gutem Spiritus zu erkundigen, mit dem ich dann wieder den Lack zubereiten wollte. Ich wies hier ein Pröbchen von meiner Kunst vor, als mir ein Apothekerjunge bemerkte, daß schon seit 14 Tagen zwei Brunschweiler aus der Schweiz sich hier aufzuhalten und mit dem gleichen Lack Geschäfte machen. So sehr mir diese Anzeige jede Hoffnung benahm, hier etwas zu verdienen, freute es mich doch, in dieser mir fremden Stadt nicht nur bekannte Landsleute, sondern meine nächsten Verwandten anzutreffen. Der junge Pharmazeut konnte mir die Adresse von dem Logement geben, wo meine Kollegen waren. Ich überraschte sie und sie erstaunten um so mehr, als ich ihnen entdeckte, daß ich wie sie mit dem weißen Lack reise. Du hast uns noch recht getroffen, sagten sie, gerade heute werden wir abreisen; sollte ich länger hier bleiben, so könne ich gerade ihr Zimmer miethen. Sie gaben mir noch einige Adressen von solchen, die zwar die Firnißkunst gerne

lernen, aber nicht mehr als 6 Bazen bezahlen wollten. Ich nahm das Zimmer sogleich in Empfang, weil ich mich entschloß, einige Tage hier zu bleiben. Nach meiner bisherigen Gewohnheit begann ich meine Besuche wieder bei den Tischlern und ließ mich auch in dem Wochenblatte als Lackierkünstler proklamiren; aber das half nichts, nirgends fand ich Anflang. Nur ein einziger Mann, der damals berühmte Sattler Gintrath, gab mir für das Rezept 12 Livres. So erwarb ich mir in acht Tagen blos so viel, daß ich meinen Wirth für den kargen Unterhalt befriedigen konnte. Jetzt war ich wiederum hilf- und rathlos auf der Gasse; wohin um's Himmelwillen mit der traurigen Aussicht, nirgendwo einen rothen Heller zu verdienen? Anfangs war ich Willens, in das Innere von Frankreich zu dringen, allein ich kannte die französische Sprache nicht; so mit leeren Händen schon wieder nach Hause zu gehen, erlaubte mir die Reputation nicht; ich wollte lieber noch traurigere Erfahrungen machen, um denselben wenigstens etwas für den Verstand und das Leben abzugewinnen. Ich glaubte nun keine andere Wahl zu haben, als mich nach Deutschland zu begeben. Nachdenkend über meinen künftigen Reiseplan spazirte ich hin und her und kam auf den straßburgischen Paradeplatz, wo ich in kleiner Entfernung zwei Männer unter einer Linde stehen sah, die mir bekannt schienen; ich näherte mich denselben und erkannte in ihnen benachbarte Landsleute. Der eine war ein gewisser Schüepp von Riedt, der andere Bauer von Oberhäusern. Hier regte sich wieder mein schweizerisches Heimatsgefühl und ich empfand herzliche Freude an diesen zwei Thurgauern. Sie erzählten mir ihre Begegnisse auf ihrer bisherigen Reise und den Zweck der letztern. Auch wir sind, sagten sie jämmerlich, in der Absicht auf der Reise, um mit dem Arkanum des weißen Laces etwas zu verdienen, aber auf der ganzen Reise haben wir noch keinen einzigen Liebhaber angetroffen und wie es scheint, ist auch hier in Straßburg nichts zu machen. Ich bestätigte ihre trostlose Vermuthung dadurch, daß ich ihnen meine Erfahrungen und das ganze Mißgeschick meiner Reise aus einander setzte. Schüepp sagte, heute noch werde er den Rückweg in die Schweiz antreten; Bauer hingegen äußerte den Wunsch, nach Amster-

dam zu reisen. Dem Wunsche des letztern beitretend, machte ich diesem den unbefangenen Antrag, mit ihm gemeine Sache zu machen und allen Erwerb und Gewinn zu theilen. Bauer willigte gerne in diesen Vertrag und am nämlichen Tage machten wir uns auf den Weg nach Hagenau. Dies neue Wagniß, das im Grunde nichts anderes war als eine gedoppelte Armut und Hülfslosigkeit, war um so gefährlicher, da wir beide zusammen nur eine Baarschaft von 6 Batzen in der Tasche hatten. Meine Kleider hatten durch die anhaltende Reise stark gelitten, wurden unsauber und allmälig abgetragen, vorzüglich geriethen meine Beinkleider immer mehr in einen elenden Zustand und die Wäsche that Noth. Mein neuer Reisegesellschafter aber machte ein noch viel übleres Aussehen als meine Person. Seine rauhen Bauernkleider, sein dunkler Zwilchfittel, sein ganz abgenutzter und theilweise zerrissener Aufzug sowie sein rother Kupferhut bildeten eine erbärmliche Figur. Das Häßliche an derselben ward dadurch noch auffallender, daß sein abgedörrtes, wilddummes Gesicht ihm das Ansehen eines Gauners oder Banditen verlieh, bei dessen Anblick es einem ganz unheimlich ward. Bei dem ersten Gespräch, das ich mit ihm anhob, bemerkte ich, daß er nur auf Zug und Betrug ausgehe. Er rühmte sich seiner schlechten Streiche und setzte das ganze Vertrauen auf sein Brähler- und Lügnertalent. Mir ward bange mit diesem unsaubern Gesellen und ich befürchtete jeden Augenblick mit ihm in Verlegenheit und Unglück zu stürzen.

Nach einer kleinen Entfernung von Straßburg sahen wir zwei Handwerksbursche unter einem Baume liegen, die ganz abgezehrt und höchst dürfstig aussahen. Hier fanden wir noch Ursache genug, im Hinblick auf ihre Lage mit der unsrigen zufrieden zu sein. Wir frugen sie, welchen Weg sie von hier zu machen gesonnen wären? Nach Hagenau, sagten sie, und erzählten uns, daß sie bereits ein Jahr wie in der Irre herumsieben, ohne Arbeit zu finden. Hunger und Durst nagt an unsrern Eingeweiden, unsere Kräfte sind erschöpft. Keinen Kreuzer Geld haben wir in unserer Tasche und unsere Kleidung gleicht einer bettelhaften Hülle von schmutzigen Lumpen. Um nicht vollends zu Grunde zu gehen, müssen wir uns auf das Fechten

verlegen. In diesem motivirten Entschlusse fand ich auch unsere Rechtfertigung für das nöthig gewordene Fechten und wir verbanden uns mit einander, im nächstgelegenen Orte einen kleinen Versuch von diesem Burschenkunstgriffe zu machen. Das Fechten fiel aber so karg aus, daß wir nicht einmal unsern Hunger stillen, geschweige denn einen Kreuzer erhalten konnten. Nicht nur wurden wir mit allerlei Grobheiten abgespielen, sondern man hezte die Dorfhunde gegen uns, die dann mit ihrem wilden Gebelle Alarm schlugen. Des Jammers und Elendes müde und des Tages überdrüssig, weil er uns die Noth nicht vergessen ließ, freuten wir uns auf die heranrückende Nacht, die uns wenigstens auf ein paar Stunden gegen die quälenden Bedürfnisse der Natur gefühllos machen sollte. Die düstere Mutter und stille Pflegerin der Lebensmüden, die ersehnte Nacht, ließ sich endlich auf ihren schwarzen Fittigen hernieder. Im Vertrauen auf ihren Schutz begaben wir uns zu einem ansehnlichen Bauernhause, an welches eine große Scheune angebaut war. Wir meldeten uns bei dem Eigenthümer und batzen ihn um eine Nachtherberge, er räumte uns einen Platz in seiner Scheune ein, wo wir vor dem Schlafengehen unsere kleinen, steinharten Bissen Brodes im Wasser aufweichten, mit Appetit verschlangen und uns in alle vier Ecken vertheilt auf ein Lager von Heu zur Ruhe legten. Wir schliefen einen erquickenden Schlaf und nur zu frühe weckte uns der Tag wieder zum vollen Bewußtsein unsers Mißgeschickes.

Noch schliefen die zwei Handwerksgesellen beim hellen Morgen in ihren Winkeln, als mein unheimlicher Reisegefährte Bauer in seinem garstigen Anzuge, mit dem schmutzigen Reisebündel in der Hand zu mir trat und sagte: das beste möchte wohl sein, wenn wir auf der Stelle uns aufmachten, um in aller Frühe nach Hagenau zu kommen. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen; wir hinterließen die zwei schlafenden Bursche und traten den Weg an nach dem Orte unserer selbstgemachten Bestimmung.

Kleine Abenteuer.

Als wir in Hagenau ankamen, betraten wir eine Schenke und bestellten uns ein Glas Branntwein zum Frühstücke. An allem stillen und feierlichen Wesen in den Häusern und auf den Gassen, an den geschlossenen Buden und Werkstätten und endlich an dem harmonischen Kirchengeläute schlossen wir auf die wirkliche Sonntagsfeier. Gott! wie willkommen wäre uns dieser Tag gewesen, wenn wir nur auch mit einigen Batzen Geld versehen gewesen wären, um ein paar Stunden von irdischen Sorgen und schreienden Bedürfnissen auszuruhen und unser Gemüth dem Ueberirdischen zu weihen! Wie Genußsucht und Ueberfluß den Menschen das Höhere vergessen macht, so läßt ihn drückende Armut und bange Sorge gar keinen Aufschwung zum Ewigen machen und so kommt es, daß der Mann in Purpur und der in Lumpen gehüllte auf dem Wege der Gottvergessenheit oft zusammentreffen; darum bittet der Weise zum Allgeber, er möchte ihn weder reich noch zu arm werden lassen. — Statt daß wir uns jetzt kindlich auf den Sonntag freueten, erschracken wir vielmehr vor diesem sonst so freundlichen Tage, weil er uns vollends alle Hoffnung benahm, heute mit unserm Firniß auch nur einen Heller zu erwerben, indeß es uns an allem Fortkommen gebrach. Wo wir etwa zufälliger Weise Nachfrage hielten, bei wem wir unsere Kunst anbringen könnten, erhielten wir zur Antwort, daß wir hier keine Liebhaber finden werden. Deshalb hielten wir uns hier nicht lange auf, sondern verstanden uns wieder wie gestern zum Fechten von Dorf zu Dorf, bis wir am Montag früh Morgens in Landau eintrafen, wo wir ein paar Tage zu bleiben gedachten.

Der Zufall führte mich hier zu einem Schreiner, dem ich natürlich mein Arkana offerirte. Er zeigte Lust, dieses kennen zu lernen, allein er war so karg, daß er mich dagegen nur mit 6 Batzen honoriren wollte. Nach langem Markten, im Gedanken, besser etwas als Nichts, ließ ich mich bewegen, ihm meine Kunst zu produzieren. Ich dictirte ihm das Rezept und nahm die Probe darüber in seiner

Gegenwart vor. Als die Operation vorüber war, behandelte mich mein Schreiner so undankbar, wie die Spanier den großen Weltentdecker Kolumbus. Er behauptete nämlich, diese Firnißoperation wäre keine neue Erfindung, sondern vielmehr schon seit 10—20 Jahren bekannt; er stellte das Ei auf die Spize, weil ich ihm die räthselhafte Manier gezeigt hatte. Dieser Lack ist keinen Heller werth, sprach er mit gräßlichem Tone, und dafür bezahle ich nichts. Sein undankbares Benehmen, sein herzloses Wesen gegen einen armen Reisenden, der viel auf seiner Kunst hielte und es mit Jedermann ehrlich meinte, empörte mich nicht wenig. Wenn Sie mich nicht sogleich bezahlen, erwiderte ich mit drohender Miene, so werde ich Sie gerichtlich belangen. Was, versezt er aufgebracht und höhnisch, Sie mich gerichtlich belangen? Bei diesen Worten faßte er mich unhaft beim Arm, öffnete die Thüre, stieß mich hinaus, überhäufte mich mit Schimpfen und drohte mir mit Schlägen. Bei dem Bewußtsein meines redlichen Willens und im Hinblicke auf meine gegenwärtige qualvolle Lage brach mir eine solche Behandlung fast das Herz und nahm mir allen Glauben an die Menschheit. In tiefe Melancholie versunken kehrte ich wieder zu meinem Kameraden zurück und erzählte ihm wehmuthsvoll meine Affaire. Sie rührte ihn nicht viel, denn er war solcher Auftritte, freilich nicht unschuldig wie ich, gewöhnt; nur fügte er, als ich meine Abavture erzählt hatte, ganz kaltblütig bei: auch mir ist es nicht viel besser ergangen, wo es mir noch am Besten ging, lachte und spottete man nur auf meine Kunst. Das waren lauter traurige Auspizien, welche nicht geeignet waren, mir Muth zu verschaffen. Zudem kam noch, daß man uns sagte, die meisten und gerade die vermöglischeren Leute seien von Landau ausgewandert, weil der Krieg der Franzosen sie ständig bedrohe. Unschlüssig, wohin wir uns in diesem Augenblick wenden oder was wir vornehmen wollten, ließen wir noch eine Zeit lang in der Stadt wie in der Irre, hilflos, vom Mangel hin und her getrieben, herum. Der Zufall führte uns auf einen Platz, wo ein Kloster stand. Wir sahen denselben eine Menge armer Leute zueilen und sich dort an einen Haufen reihen, als wollten sie die heiligen Mauern bestürmen. Noch konnten wir nicht errathen,

was diese Versammlung von Bettlern, die sich in einer Stadt, wo der Luxus sonst seine Herrschaft behauptet, sonderbar aussimmt, eigentlich wolle. Hier gäbts eine Suppe, sagte man uns, als wir nach der Ursache dieser Versammlung frugen. Unser Hunger regte sich auf diese Antwort und wir nahmen die Freiheit, uns ebenfalls zu den Suppenmitgliedern zu zählen. Mit reizendem Appetite hatten wir unter dieser eckelhaften Gesellschaft etwa eine halbe Stunde auf den Leckerbissen gewartet, als sich auf einmal die schwere Klosterpforte öffnete. Ein wohlgemästeter pausbäckiger Laienbruder, dessen frommes Gesicht wie glühendes Kupfer leuchtete, trat hervor und begrüßte uns mit dem katholischen Spruch: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Die Bettler riefen ihm alle entgegen: „In Ewigkeit, Amen!“ Hinter dem Bruder, dessen Kutte so schmutzig aussah, als hätte er vorher in der Suppe gebadet, stand ein großer Zuber, aus dem derselbe den Armen die Suppe in ein irdenes Becken schöpfte und einem Jeden zutheilte. Die Löffel brachten diese mit sich. Auch uns ward jetzt eine Portion Suppe zu Theil, allein da wir keine Löffel bei uns hatten, mußten wir unserm Appetite das Gebiß einlegen und mit dem Essen warten, bis zwei Bettler gegessen hatten, die wir dann um ihre Löffel batzen. Schon der gährende Geruch dieser Suppe, der uns in die Nase gestiegen war, verursachte mir etwas Grausen, allein der Ekel wuchs, als ich davon aß, nur der gebietende Heißhunger half mir sie verschlingen. Daß die frommen Patres im Kloster wohl leben, merkt man recht gut an der Suppe, die sie den Armen austheilen, denn sie trägt die ungenießbaren Spuren von guten Bissen, Knochen von allerlei Thieren und Geflügel bilden das Gerippe eckelhafter Bettlersuppe. An Butter und Speckrinde fehlt es ihr auch nicht und ist sie ziemlich dick von schwarzem Brode und allerlei Gemüsen; aber von den unsaubern Geschirren, in denen dieselbe acht Tage stehen muß, denn sie wird wöchentlich nur einmal ausgetheilt, wird sie ganz sauer. Nachdem wir uns an der Klostersuppe gesättigt hatten, verließen wir Landau, das so wenig Reiz für uns hatte, und begaben uns wieder auf die Straße von Neuenstadt, welche uns durch einen kleinen Rebberg führte. Schwerbeladen und dicht über einander liegend prangten

die glänzenden Trauben an den zarten Rebschössen und waren so eben reif. Dem Reize, den sie uns darboten, vermochten wir nicht lange zu widerstehen. Auf die noble Suppe, dachte ich, möchten so lachende Konfekten herzlich munden. Mein Kamerad Bauer machte nicht lange Federlesens, er nahm sein Sackmesser hervor und schnitt eine schöne Traube weg. Rasch verzehrten wir dieselbe und dachten nicht einmal daran, daß unsemand könnte aufgelauert haben. Flugs nahmen wir noch einige mit uns in die Tasche, um sie auf dem Marsche wonnlich zu genießen. Auf einmal sprang ein gewaffneter Mann aus dem Verstecke hervor und rief ein donnerndes „Halt!“ Er war uns zu nahe, als daß wir ihm entwischen konnten. Nun waren wir beide Füchse in der Falle. Meine Herren, sagte er ganz komisch, Sie haben, wie es scheint, hier reife Trauben gefunden. Es thut mir aber leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie in der Strafe sind; ich bin aufgestellter Wächter, an den jeder von Euch eine Buße von einem halben Gulden zu entrichten hat. Wie vom Donner getroffen standen wir zitternd vor unserm Exekutionsrichter, vor dem wir unser Vergehen so wenig als vor unserm eignen Gewissen läugnen konnten. Unser Delictum bestand eigentlich darin, daß wir kaum so viel Geld hatten, die gepflückten Trauben zu bezahlen, weil ja mit der Zahlung die fatale Sache erledigt gewesen wäre. So ist einmal die menschliche Gerechtigkeit, daß Fehler keine Fehler, Vergehen keine Vergehen mehr an demjenigen zu sein scheinen, der dieselben zu versilbern vermag. Als wir so vor unserm bewaffneten Ankläger und Richter standen, der uns an dem kleinen Diebstahle ertappt hatte, konnte ich mich ganz in die Lage unserer sündigen Stammeltern denken, wo ihnen der Allsehende nach dem Apfelsissen soll gesagt haben: Warum esset ihr von jenem Obst, das ich euch zu essen verboten habe? Umsonst waren alle unsere Entschuldigungen, umsonst der Vorwand, daß uns der Hunger und die Armut hiezu angetrieben, daß wir kein Geld besitzen, und wenn wir einen Gulden erlegen müssen, wir ganz entblößt wären, daß wir sonst ehrliche Leute seien u. s. w. Alles umsonst! Der Wächter beharrte auf seiner Straftaxe. Wenn Ihr mir die Buße nicht bezahlen wollt, sagte der Unerbittliche, so kommt mit mir in

das nächste Dorf zum ordentlichen Richter, vielleicht, setzte er höhnisch drohend bei, indem er auf uns zusprang und uns die Hüte ab dem Kopfe nahm, vielleicht daß es auch vor dem Richter besser geht. Schon wollte er mit unserer Kopfbedeckung davon laufen, als wir ihn um's Himmelswillen batzen, daß er uns dies nicht zu leid thue. Wir versprachen ihm, alles Geld, so wir noch haben, ihm herzugeben, wenn er nur die Hüte zurückgebe und uns dann frei gehen lasse. Bei diesen Worten trat er langsam und mißtrauisch zurück und wollte wissen, wie viel Geld wir dann noch haben. Wir stöberten vor seinem gespannten Blicke unsere armen Taschen aus und fanden zusammen $6\frac{1}{2}$ Batzen in denselben, was wir ihm willig anboten. Er traute aber unserm Anerbieten nicht und verlangte unsere Taschen selbst zu untersuchen. Wie sehr er aber seine Finger in allen Sackfalten und Ecken herumspüren ließ, fand er keinen Heller mehr und überzeugte sich selbst, daß wir nun rein ausgeplündert wären. Jetzt ließ er uns arme Reisende weiter ziehen und wir nahmen von ihm traurig Abschied. So entblößt wir uns nun von allem dem befanden, was unser jammervolles Fortkommen hätte sichern können, waren wir dennoch froh, mit unserer kleinen Summe des gesamten Vermögens die liebe verlorene Freiheit wieder erkaufst zu haben. Ich zog für mich aus dem quästionirlichen Vorfalle für mein ganzes Leben die Lehre, daß bei allem Elend die Freiheit und ein gutes Gewissen eine Stütze sei, die den Menschen immer noch aufrecht erhält und lebensfroh macht. Obwohl wir abermals nicht wußten, was anfangen, ließen wir gleichsam bewußtlos bis gegen Abend auf der eingeschlagenen Bahn nach Neuenstadt fort, wo wir endlich anlangten und ausruhen wollten. Weil wir uns zahlungsunfähig wußten, suchten wir hier die schlechteste Wirthschaft für unser Nachtkuartier auf. Wie furchtbar war für mich der Gedanke, wir kommen künftigen Morgen wieder in eine erschreckliche Verlegenheit, wenn wir nicht einmal den Nachtpfenning erlegen können. Von Bestellung eines kargen Nachtessens, obwohl uns der Hunger quälte, war keine Rede. Wir setzten uns an einen Tisch, an dem noch mehrere Handwerksbursche saßen und, wie es schien, so wenig Geld hatten als wir, indem sie auch nichts zu essen ver-

langten, obwohl sie erschöpft und hungrig aussahen. Unter diesen befand sich ein Bürstenbinder, der sehr begierig war, unser Firnißarkanum zu lernen; allein wie er betheuerte, besaß er nur ein Vermögen von 8 Kreuzern an erfrochtenen Kupferpfenningen und Rappen, die er sich auch für die Zeche aufgespart hatte. Er wagte aber an unsere Kunst den letzten Kreuzer und setzte sich der gefährlichen Gewißheit aus, Morgens den Wirth nicht befriedigen zu können. Für seine 6 Kreuzer schrieb ich ihm mein Lackrezept in seine Brieftasche; damit war er zufrieden und ich athmete wieder freier, weil ich etwas für den Wirth an die Zeche hatte. Jetzt erlaubten sich Bauer und ich gemeinsam für 2 Kreuzer Branntwein zu trinken, 4 Kreuzer kostete uns das Uebernachten, also hatten wir am Morgen eine Zeche von 6 Kreuzern zu bezahlen und es blieb mir noch an Baarem ein Ueberschüß von 2 Kreuzern, gewiß eine schöne Summe, wenn man unter fremden Leuten ist und nicht die mindeste Aussicht hat, einen Bissen Brod zu verdienen!

Unsere Geschäfte, das sahen wir wohl, hatten in Neuenstadt schon vor dem Anfang ihr Ende erreicht und wir entschlossen uns, geraden Weges nach Mannheim zu verreisen. Hier angekommen, ging es schon, bevor wir etwas erwerben konnten, um unser ganzes Vermögen, und so mußten wir wieder arm wie Kirchenmäuse und erschrocken in die Stadt einziehen. Bei der Schiffbrücke nämlich hatten wir 2 Kreuzer Zoll zu entrichten, welche wie gesagt noch unsern Gesamtvorschuß ausmachten. Wir eilten aber nichts desto weniger, sobald wir die Stadt betreten hatten, einem Gathofe zu, wo wir unsere Niederlage errichteten. Um mit dem Wirth beim Abschiede in keine Verlegenheit zu kommen, mußte jetzt hier gearbeitet und verdient werden. Wir ordneten unsere Lackirtäfeli, die uns als Kunstdproben dienten, zusammen, und ein Jeder begab sich in eine andere Gasse, um von Haus zu Haus zu ziehen und das Rezept des Arkanums an Mann zu bringen. Ich hatte das Glück, in die Judengasse zu kommen. Die garstigen Juden in Mannheim rufen jedem Reisenden, der durch ihre Gassen läuft, ganz ungestüm zu: „He, mein Freund, gibts nichts zu schachern? kommt einmal here da, wir wollen sehen!“ Ich gab ihnen auf ihre Fragen kein

Antwort und wollte weiter gehen, allein sie ließen mir keine Ruhe, zogen mich beim Arm in ihre Buden und ich mußte ihnen folgen. Als sie mich auf der Gasse am Lichte betrachteten, mochten sie wohl bemerkt haben, daß mein Oberrock von gutem Tuche sei, obgleich er durch die Reise etwas beschmutzt war; sie konnten ihn von den Flecken reinigen und schön repariren. Als ich in ein dunkles Lokal kam, wiesen sie mir allerlei auf den Schein hin ausgebesserte alte Kleidungsstücke vor, deren Werthlosigkeit ich nicht einsah. Sie tauschten mir an meinen Oberrock ein halbrothes Kleid und gaben mir nur 2 Gulden heraus. Sobald ich mit diesem an's Licht trat und meinen Eintausch näher betrachtete, fand ich mich betrogen. Mein Kleid war von grobem, abgetragenen Tuche, schlecht gefüllert und voll kleiner Risse und verwobener Löcher. Umsonst beklagte ich mich und verlangte meinen Rock zurück. O nein, sagten die Schacherer, der Handel ist vorbei, es wird nichts daraus. So mußte ich meine Güte theuer bezahlen. Nach diesem erlittenen Schaden, ohne ein anderes Geschäft gemacht zu haben, doch mit 2 Gulden in der Tasche, kehrte ich in unsern Gasthof zurück, wo mein Kamerad Bauer auf mich wartete. Da trafen wir eine große Anzahl von Soldaten und Werbern an, die uns engagiren wollten; wir zeigten aber keine Lust zu diesem leichtsinnigen Gesindel, sondern blieben gleichgültig gegen ihre lockenden Einflüsterungen am Tische sitzen und dachten ernstvoll unserm Geschäfte nach. Tags darauf nahmen wir einen neuen Versuch mit Mannheim vor. Wir vertheilten uns wieder in verschiedene Gassen und durchliefen alle Winkel und Ecken, um für unser Arkanaum Geld zu gewinnen. Ich fand den ganzen Tag nur zwei Liebhaber, einen Zuckerbäcker und einen Schreiner, die das Firnißrezept von mir verlangten; ein Feder gab mir 2 Gulden. Mein intriguanter Kollege Bauer gab mir vor, daß er ebenfalls nur zwei Abnehmer gefunden und das gleiche Honorar erhalten habe. Ich vernahm aber nachher aus sicherer Quelle, daß er viermal so viel bekommen und also unredlich mit mir getheilt habe. Ich ließ ihn aber nicht merken, als wisse ich um seinen Betrug, weil dies nur Streitigkeiten verursacht und ich nichts würde erreicht haben. Der Friede ist ein Gut, das alle'

Sinne übertrifft, durch dessen Störung wir gar leicht das Doppelte verlieren.

Weil Bauer nicht gerne mit ordentlichen Menschen Umgang pflegte, war ihm die Wirthschaft, in der wir logirten, zuwider und er suchte sich eine verächtliche Kneipe aus, in die gewiß kein honetter Mensch trat. Ich mußte mit ihm ziehen und ließ mir dieses um des lieben Friedens willen um so eher gefallen, weil ich bei dem nächst möglichen Anlaß mich von ihm trennen wollte. Als wir in dem ersten Wirthshause die Note bezahlt hatten, blieb einem Jeden noch ein Sackgeld von 5 Gulden übrig. Mit dieser Baarschaft war ich entschlossen, mir ein Paar Stiefel anzuschaffen, weil ich glaubte, daß sie, um Strümpfe zu ersparen, auf der Reise vortheilhafter als Schuhe wären. Ich hatte leider abermals das Unglück, einem Juden in die Hände zu fallen. Er führte mich in ein finstres Gewölbe, wo er einen ungeheuren Verlag von Schuhen und Stiefeln hatte. Ich zog ohne genauere Untersuchung ein Paar an meine Füße, die mir ganz angemessen schienen; ich bezahlte dem Schacherer 3 Gulden für dieses Trugwerk und glaubte einen guten Schick mit ihm getroffen zu haben. Mit Freuden eilte ich zu meinem Kameraden, um ihm meine Groberung mitzutheilen. Wir nahmen die Stiefel näher in's Auge und fanden, daß sie ganz abgenutzt, vielfach gesleckt, überristert und mit Pech und Wagenschmiere so übertüncht seien, daß ich beim Tragen derselben meine Kleider ziemlich beschmutzt hatte. Ich sah erst jetzt ein, daß diese Stiefel zu nichts taugen und ohne allen Werth seien. Ich konnte dieselben unmöglich behalten und begab mich deshalb zu einem andern Trödler, um sie zu vertauschen. Dieser schätzte meine Stiefel höchstens 10 Batzen und gab mir ein schlechtes Paar Schuhe dagegen, das kaum so viel werth war. Die 2 Gulden, die ich noch in der Tasche hatte, durfte ich nicht an bessere Schuhe verwenden, weil ich sonst wieder mit meinem Wirth in Verlegenheit gekommen wäre und in Mannheim keine Aussicht übrig blieb, noch ferner etwas zu verdienen. So hatte ich wiederum einen schlechten Handel gemacht und für mich nichts als die Erfahrung gewonnen, daß betrügerische und schlechte Leute für arglose und rechtschaffene Menschen zwar die

größte Geisel, aber dennoch ein Sporn zur Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit sind, weil wir sie tief verachten.

Hierauf machte ich noch einen Ausflug nach einem andern Theile der Stadt, in der Absicht, noch etwas mit meinem Lack zu verdienen, als ich auf einmal einem Werboffizier begegnete, der mich schon im ersten Gasthof gesehen hatte. Dieser redete mich ganz freundlich an und lud mich zu einem Glas Bier ein und zwar in ein ziemlich unansehnliches Bierhaus in einer abgelegenen Gasse der Stadt. Hier traf ich in einer finstern Stube eine Menge von Rekruten an, die mir sogleich mit Bier zutranken unter dem jubelnden Zuruf: Vivat! Lustig Kamerad! Zu gleicher Zeit heftete mir der Werboffizier eine Kokarde auf den Hut, was ich ohne Widerrede geschehen ließ, da ich die Bedeutung davon nicht kannte und anfangs auch nichts Arges dabei vermutete. Während ich nun so in dieser lustigen Gesellschaft saß, zog ich meine Muster-Täfeli hervor und legte solche dem Offizier vor, der denn auch, als ich ihm den Gebrauch derselben erklärte, ein so großes Gefallen daran fand, daß er sich äußerte: „Wenn ich zum Regemente komme, so brauchte ich niemals eine Flinte zu tragen, denn alle Hauptleute und übrigen Offiziere würden ohne Zweifel die Bereitung des Lacks von mir erlernen, so daß ich auf diese Weise in kurzer Zeit viel, sehr viel Geld verdienen könne.“ Zugleich fügte er den Wunsch bei, daß er vor Allem aus selbst und zwar gegen gute Bezahlung diese Kunst zu erlernen wünsche. Während dem dies vorfiel, war mir denn doch, meiner Unersahrenheit ungeachtet, ein Licht über meine dermalige Lage und das Gefahrvolle derselben aufgegangen. Ich benutzte also den Antrag des Werboffiziers zu der Ausrede, daß ich recht gerne bereit sei, ihm die Bereitung des Lacks sogleich zu zeigen, daß ich aber, um die Probe vornehmen zu können, zuvor noch in der Apotheke einige dazu nöthige Ingredienzien ankaufen müsse. Auf diese Weise glaubte ich mich aus der Klemme ziehen zu können, allein wider mein Erwarten erklärte der Werboffizier, daß er mich selbst dorthin begleiten wolle und machte sich wirklich auch ohne weiters mit mir auf den Weg. Zu meinem großen Glücke traf er bald nachher auf der Straße seinen Hauptmann an,

der ihn auf die Seite führte und sich, da er ihm etwas von Bedeutung mitzutheilen haben möchte, unvermerkt in ein ernstes Gespräch vertiefte. Diesen erwünschten Umstand ließ ich nicht unbenukt vorübergehen, sondern ging zuerst nur langsam bis gegen eine Straßenecke und als ich um diese herum war, eilenden Schrittes wieder nach meiner Herberge zurück, indem ich zugleich die Vorsicht beobachtete, die mir so niewillig aufgeheftete Körarde wieder vom Hute herunter zu reißen. Mein Kamerad wünschte mir Glück zu meiner unerwarteten Befreiung, denn, sagte er, wenn ich in den Händen des Verböffiziers geblieben wäre, so würde man mich ganz gewiß schon nächster Tage, aller Protestation ungeachtet, wie schon vielen andern unerfahrenen jungen Leuten ergangen, nach der französischen Grenze abgeführt haben.

Verschiedene Schicksale.

In Mannheim war für uns nichts mehr zu machen. Nachdem wir also mehrere Tage hier verbracht hatten, fassten wir den Entschluß, nach Frankfurt zu reisen. Als wir am Vorabende unserer Abreise auf dem Paradeplatz in Mannheim spazieren gingen, begegnete uns ein Verwandter von mir aus dem Thurgau (es war des alt-Pflegers Sohn von Erlen), den ich früher schon in Straßburg getroffen hatte. Er verwunderte sich sehr, mich in Mannheim zu sehen, aber noch weit mehr, daß ich mit einem Menschen reise, wie Bauer, mein Kamerad, sei; er nahm mich gutmeinend auf die Seite, damit dieser nicht höre, was er mir sagen wollte. Hierauf frug er mich entrüstet: „Was habt Ihr da für einen schlechten Kerl bei Euch? Dieser Schurke hat schon viele schlechte Streiche gemacht und dafür in verschiedenen Gefängnissen, ohne daß er besser ward, gebüßt; macht Euch so schnell als möglich los von ihm, denn Ihr werdet unglücklich mit ihm oder verlieret doch euern guten Namen. Das Beste wird sein, wenn Ihr Euch am Morgen, bevor er erwacht oder aufsteht, unter irgend einem Vorwande von seiner Seite wegbegeben und zu mir in den Gasthof zum schwarzen

Lamme kommt, dann wollen wir das Weitere mit einander besprechen.“ Dieser freundschaftliche Rath gefiel mir um so besser, als ich dem Bauer stets mißtraute und mich in seinem Umgange nie wohl befand. Am folgenden Morgen um 6 Uhr stand ich auf und bemerkte ihm ganz einfach, daß ich so eben eine Bestellung zu einem Herrn habe, der unsern Firniß fabriziren lernen wolle und nur in der Frühe anzutreffen wäre. Mit diesen Worten verließ ich Bauer und sah ihn gottlob nie wieder. Flugs eilte ich der Verabredung gemäß zu meinem Vetter, der sich freute, daß ich mich meinem schlechten Gesellschafter entrissen hatte. „Nun rathe ich Ihnen,“ sagte dieser, „daß Sie sich nach Heidelberg begeben, wo ebenfalls ein Verwandter von Ihnen wohnt; er kann Ihnen vielleicht Anweisungen geben und jedenfalls kommen Sie auf diese Art dem Bauer aus den Händen, der wahrscheinlich noch einige Zeit hier oder in der Umgegend sich herum treibt.“ Am nämlichen Tage begab ich mich nach Heidelberg und suchte meinen zweiten Vetter (Färbers Sohn von Erlen) auf. Mein Besuch freute ihn sehr, allein als ich ihm den Zweck meiner Reise auseinandergesetzt hatte, fügte er bei: „Zu verdienen wird es hier für Sie wenig geben, weil die meisten Männer vom Fache diese Kunst des Lackirens von mir erlernt haben.“ Er lud mich ein, einige Tage bei ihm zu bleiben, bis man versichert sei, daß mein Reisegefährte Bauer sich von Mannheim entfernt habe. Unterdessen ging ich in Heidelberg zu gemeinen Handwerkern, bei denen mein Vetter es nicht der Mühe werth hielt, das Arkanum zu zeigen. Ich fand aber nur einen einzigen Schreiner, den es interessirte, und mit diesem hatte ich zwei Tage vollauf zu thun, denn er wollte Proben über Proben von dem Firniß haben, aber bezahlte mir für alle Kosten und Mühevaltung nur 3 Gulden.

Nach Verfluß von vier Tagen kehrte ich wieder nach Mannheim zurück, wo ich meinen ersten Verwandten zum schwarzen Lamm wieder besuchte. Er glaubte, es wäre ratsam, daß ich mich nach Karlsruhe begäbe, wohin er mir eine Empfehlungsadresse an einen gewissen Schaf, Hofbergolder, mitgeben werde, der wahrscheinlich um einen billigen Preis das bewußte Rezept verlange. Sogleich

den andern Tag in aller Frühe marschirte ich zum Thor hinaus gegen Schweißingen, wo ich einem Schreiner meine Kunst anbot, der mir aber nichts zu verdienen gab. Ich besuchte sodann noch den großen Garten, wo ich mich ein paar Stunden verweilte, und machte mich von dannen auf die Straße nach Bruchsal, wo ich bei guter Zeit ankam, und logirte in einem artigen Wirthshause. Bei dem Nachtessen frug mich ein Unteroffizier, wer ich wäre und von welcher Profession? Ein Lackirer, erwiederte ich, indem ich meine Proben hervorhob und sie ihm zwies. Der Lack gefiel ihm so wohl, daß er mir 1 Gulden für das Rezept bot. Tags darauf nahm ich den Weg gegen Durlach. Unterwegs, etwa 40 Schritte von der Landstraße bei einem kleinen Bach, fiel mir ein, einmal Wasche zu halten, da ich mein Hemd schon vier Wochen auf dem Leibe trug; die zerrissenen Strümpfe hatten auch die Wäsche noch weit nöthiger. Hier gab es also einen Ruhpunkt, wo ich auch meine Leser will ausruhen lassen.

Meine Aussicht, ein Doctor Magnifikus zu werden.

Während der Zeit, bis die freie Luft und die holde Sonne meine Weißwasche getrocknet hatten, packte ich meine Lackirwerkzeuge aus der Tasche, um mit meinen Kunstproben Musterung zu halten und dieselben auszubessern. Ich übergoß sie frischherdings mit Firniß, stellte sie an die Sonne, an deren Strahlen sie einen blendenden Glanz von sich gaben, welcher bis auf die Landstraße hinüber schimmerte. Dieser spiegelhelle Reflex lockte einen Reisenden zu mir auf meinen Operationsplatz. Als nämlich die Wasche trocken und ich wirklich mit dem Einpacken begriffen war, erschien auf einmal eine hagere und bleiche Gestalt vor meinen Augen. Es war ein unheimlicher Mann, der seinen verzerrten Grimassen und häßlichen Gesichtszügen ein gelehrtes Ansehen zu geben wußte. Jedes seiner Worte hüllte er in ein geheimes, räthselhaftes Dunkel, daß man unwillkürlich glaubte, den famösen Doktor Faust leibhaft vor sich zu haben. Was macht Ihr da? frug er mich, indem er sich mir

schleichend nahte. Was bedeutet der Glanz da? Ich bin ein Lackirer, war meine Antwort, und reparire hier meine Muster. So, wohin reisen Sie? Nach Karlsruhe, erwiederte ich. Eben recht, sagte er, so reisen wir mit einander, ich mache auch diesen Weg. Mit einem prahlischen Tone, wie der Satan, der Christus alle Weltreiche zu geben versprach, indeß der arme Teufel selbst nichts hatte, trat er vor mich hin und verhieß mich glücklich zu machen, wenn ich ihm folge. Zu meinem Erstaunen sagte er mir: „Ich bin ein Doktor, ein wundergeschrägter Doktor,” und indem er einen lateinischen Brief aus der schmuckigen Tasche zog: „Dieser Brief führt mich durch die ganze Welt; wenn Sie Lust haben, mit mir zu kommen, so sollen Sie ein höchst angenehmes Leben genießen!” Ich bin ein Schweizer, versezte ich ihm, und habe im Sinn, nächstens in meine Heimat zurückzukehren. Unter diesem Gespräch packte ich meine Waaren vollends zusammen und begab mich mit ihm auf die Landstraße. Hier stand ein gebrechliches Wägelchen und vor demselben ein halb verhungertes Pferd, das seinen Kopf tief zur Erde senkte; auf dem armen Karren saß eine Frau, die der Nachteule, und ein Kind, das dem Hinkfeinchen in Sue's Mysterien von Paris glich. Diese noble Fahrt wartete auf den großen Doktor, der neben dem Wagen zu Fuß ging und das arme Pferd trieb. Ich reihte mich ebenfalls zu Füße an die Seite des Herrn Doktor; so langsam wir liefen, vermochte dennoch das halbdürre Pferd nicht, uns Schritt zu halten; wir warteten unserer Führe geduldig ab, nur gab es dann für das arme Thier hie und da einen tüchtigen Geißelhieb. Indessen war der Herr Doktor mit mir sehr gesprächig; es lag ihm offenbar viel daran, mir von seiner Person hohe Begriffe zu geben, weil er wohl denken möchte, daß mir sein ganzes Neuzeres ohne seine Prahlerei diese nicht einflöze. Er erzählte mir von seinen vielen Wunderkuren, die er an allen Höfen gewirkt habe. Zum Glück sprach er wenig von seiner Behandlungsweise bei seinen Patienten; wahrscheinlich um aus mir nicht auf einmal einen Gelehrten zu machen; aber das Wenige, das er hierüber heiläufig zu verstehen gab, hatte viel Ähnliches mit der Behandlungsweise von Doktor Eisenbart, nur mit dem Unterschiede, daß

er nach seiner Erzählung Niemand zu Tode fürchte. Aus den tausend Wundergeschichten, die er mir auf dem Wege zum Besten gab, sollte ich natürlich auf den Schluß fallen, daß ich bei einem solchen Wunderdoktor meine Ehre und meine vollkommenste Glückseligkeit finde; deswegen fügte er am Ende seiner stundenlangen Erzählung bedeutungsvoll hinzu: „Wenn Sie nun Lust haben, mit mir zu reisen und bei mir zu bleiben, so werde ich Ihnen alle meine Geheimnisse entdecken und Sie werden in kurzer Zeit für Ihr ganzes Leben glücklich sein!“ Seine Prahlerei ging so weit, daß er noch hinzufügte: „Sollte Ihnen aber mein wohlthätiger Beruf zum Besten der leidenden Menschheit nicht gefallen, so habe ich bei Hause, in Holland, ein herrliches Landgut, welches ich Ihnen ganz zum Besitze übergeben will!“ — So sehr mich einerseits solche beglückende Aussichten und Verheißungen fesselten, kamen sie mir doch anderseits beim ruhigen Nachdenken zu albern undträumerisch vor und besonders schien mir das letzte Anerbieten verdächtig, weil der Herr Doktor vielmehr das Ansehen eines Bagabunden, als eines reichen Gutsbesitzers hatte.

Unter derartigen Gesprächen, die wie eine Lockspeise von dem beredten Munde meines Doktors fielen, kamen wir unvermerkt in Durlach an. Er zog mich in sein Wirthshaus und so logirten wir bei einander. Gleich bei der Ankunft des Herrn Doktors hatten sich schon Patienten eingefunden; die einen litten am Zahnweh, die andern an Augen- oder Ohrenschmerzen; wieder andere klagten über Rheumatismen, Quetschungen, Wunden, Brüche und andere Uebel jeder Art. Mich rührten diese Elenden und ich bedauerte sie, aber ich wußte wahrlich nicht, ob ich mehr ihre Leiden oder das Unglück bedauern sollte, einem solchen Marktschreier und Pfuscher in die Hände gefallen zu sein. Was doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf ist, dachte ich. Es gibt doch gewiß auch hier geschickte Aerzte, an die sich diese Leidenden hätten wenden können, allein sie wollen sich lieber einem fremden, hergelaufenen Quacksalber, als einem gelehrten und gewissenhaften Arzte anvertrauen; sie ziehen den Henker ihrem Erretter vor. Und warum dies? Weil die einfältigen Leute eine unerklärliche Geheimthuerei, ein erlogenес Wunder-

plaudern mehr lieben, als das naturgemäße, vernünftige und offene Handeln.

Die Medikamente, die der allverehrte Doktor seinen Patienten verschrieb oder selber gab, waren für alle Uebel die nämlichen. Das Prognostikon aller innern Krankheiten fand er im Wasser (Urin) derselben. Seine ganze Apotheke führte er mit sich und diese bestand in Pillen, Pulvern, Kräutern, Wurzeln, Salben und Pflastern. In den chirurgischen Operationen hatte er eine große Festigkeit, weil er ungenirt war und auf den Zammer und das Geschrei der Subjekte nicht achtete. Einen Kiefer mit dem Zahn auszureißen, einen Uebel sehenden ganz zu blenden, ein Glied mehr oder weniger vom Leibe zu schneiden, Entzündungen und Brand überhand nehmen zu lassen oder selber verursachen, kostete ihn nicht viel Mühe, aber den Patienten viel Schmerzen, Geld und gar oft das Leben. Bei seinen Funktionen nahm er mich schon am ersten Abend als Adjunkt in Anspruch und rühmte den Leuten meine Geschicklichkeit, um sich Kredit zu verschaffen. Hieraus mußte ich den Betrüger kennen lernen, weil ich mir ja bewußt war, nie in meinem Leben einen Kranken gepflegt zu haben. Nachdem der Herr Doktor seine Patienten abgefertigt hatte, wurde zu Nacht gegessen. Er würdigte sich, bis gegen die Mitte der Nacht mich mit schönen Verheißenungen aufzuhalten; da er die Sache aber handgreiflich übertrieb, erregte er in mir mehr Verdacht als Lust ihm zu folgen. Ich sagte ihm endlich: die Nacht wird Rath schaffen, und verlangte zu schlafen. Schon in der Frühe am folgenden Morgen wurde der Wunderdoktor aufgeweckt, denn es hieß, es warten drunten schon viele Patienten auf ihn. Natürlich mußte ich als sein Adjunkt ebenfalls aufstehen und ihm zur Seite dienen. Als wir in die Stube kamen, waren schon viele Subjekte da mit Zahns- und Kopfweh. Jetzt gings an ein Zahnausreißen und Blutabzapfen, daß es jämmerlich war. Bald mußte ich diesem die Blutschüssel, jenem den Kopf halten; dort fehlte mir bald der Muth, hier die Kraft, wenn der Doktor mit seiner Zange am Zahne einen Sprung nahm, als wollte er den Kopf vom Rumpfe reißen, oder wenn er die armen Leute bis zur Ohnmacht verbluten ließ. Sobald keine Patienten mehr

da waren, brauchte er mich als Pharmazeut. Bald mußte ich ihm seine sympathetischen Wurzeln, wie er sie nannte, schnüzeln oder im Mörser zerstampfen, bald dürre Kräuter pulverisiren, bald Pflaster streichen, Pillen rüsten oder Pülverchen abfassen. Kurz hier lernte und übte ich in einem Tage mehr als anderswo in zehn Jahren. Was wäre aus mir geworden, wenn ich mehrere Jahre so fort gelernt hätte? Und wenn der Doktor mir dann erst noch seine hohen Geheimnisse würde entdeckt haben? Gewiß hätte ich das lange Studiren und Schwitzen auf Schulen und Universitäten nicht nöthig gehabt und wäre doch ein Doktor Magnifikus wie mein Prinzipal geworden? So würde ich jetzt noch denken, wenn mein Herr Doktor mehr als ein purer Charlatan gewesen wäre oder wenn es je eine Zeit gegeben, wo Gelehrte vom Himmel fallen.

Am zweiten Morgen vor dem Frühstücke war ich einige Augenblicke mit einem Kellner, der Gläser abspülte, allein in der Wirthsstube. Sind Sie schon lange, frug er mich, bei diesem Doktor im Dienste und haben Sie im Sinne, bei ihm zu bleiben? Erst seit vorgestern, erwiederte ich, allein ich bin Willens, mit ihm nach Holland zu reisen. Gehen Sie ja nicht weiter mit diesem Manne, versetzte der Kellner mit erschrockener Stimme und mit bedeutungsvoller Miene. Warum mißrathen Sie mir die Mitreise? frug ich ängstlich. Er schien verlegen, zuckte die Achsel, wollte reden, aber getraute sich nicht. Endlich nach einer kurzen Pause hob er an: Ich will Ihnen nur als ein wohlmeinender Freund raten. Sie sind noch jung, Sie können auf jedem andern Wege Ihr Glück besser als mit diesem Menschen machen. Kurz, ich sage Ihnen, verlassen Sie ihn. Gerne hätte ich von dem wackern Kellner die Ursache vernommen, wegen welcher er mich von meinem Doktor trennen wollte. So eben hatte ich die Frage auf der Zunge: Warum mißrathen Sie mir, mit dem Herrn Doktor zu reisen? als dieser gerade zur Thüre eintrat. Jetzt eingepackt und Euch reisefertig gemacht, kommandirte er, heute noch müssen wir in Karlsruhe sein. Wir nahmen noch ein Glas Branntwein zum Frühstück, ich schnürte mein Reisebündelchen und erwartete den Abmarsch. Endlich hieß es: Es ist eingepackt und wir nahmen Abschied. Sobald

wir zum Wagen kamen, wo die Madame Doktor und ihr Kind schon aufgesessen waren, wollte der Herr Doktor mein Gepäck, das ich in Händen trug, auf seinen Wagen laden; ich dankte ihm für diese höfliche Dienstgefalligkeit und bemerkte etwas schüchtern: Mein Gepäck ist leicht und macht mir keine Mühe, ich kann es wohl nachtragen. Der sonst so pfiffige Doktor ahnte nichts Arges, aber ich dachte schon an die Mittel und Wege, seiner los zu werden, und fand, daß ich da anzufangen habe. Die Fahrt ging wieder so langsam und schleppend wie vorgestern vor sich; das Pferd zeigte so wenig Muth und Kraft zum Laufen, als hätte es nie ausgeruht oder als wäre es nie gefüttert worden. Bei diesem langsamem Fortschritte wich ich die Unterhaltung mit dem Herrn Doktor möglichst aus und dachte hauptsächlich dem nach, was mir der Kellner gesagt hatte und wie ich etwa vom Doktor mich losmachen könne, denn ich ahnte nichts Gutes mehr bei diesem Manne, obwohl er mir goldene Berge verhieß. In einer Stadt, dachte ich, wird es ein Leichtes sein, mich den Händen dieses Betrügers zu entwinden.

Trügerische Hoffnung.

Obwohl ich mit meiner heimatlichen Kunst weniger Glück mache als der Herr Doktor mit der seines, und wenig gute Aussicht hatte, wenn ich ihn verließ, wollte ich doch lieber ein redlicher Mensch bleiben als ein betrügerischer Marktschreier werden. Zudem ließ sich sogar befürchten, daß er mich zum elenden Werkzeuge seiner niederträchtigen Absichten mache. Deshalb war ich nach reifem Nachdenken fest entschlossen, so bald als möglich aus dieser gefährlichen Gesellschaft auszutreten. In Karlsruhe machte ich den Versuch und dieser gelang. Sobald wir hier angelangt waren, sagte ich dem Herrn Doktor, mein Reisebündelchen in der Hand haltend: Hier muß ich vor Allem bei einem gewissen Bergolder Herrn Schaf mich eines übernommenen Auftrages entledigen, wie ich denn auch wirklich ein Empfehlungsschreiben an ihn hatte. Mein Prinzipal erlaubte mir zwar diesen Abstecher, allein er bemerkte mir gravitätisch,

daß es hier für uns viel zu thun gebe, deßhalb solle ich so geschwind als möglich zu ihm zurück eilen. „Gute Nacht!“ dachte ich und entzog mich flugs seinem Blicke. Frei von den Banden jenes unheimlichen Menschen und voll der Hoffnung, bei dem Hofvergolder, an den ich bestens empfohlen war, gut aufgenommen und weiter empfohlen zu werden, eilte ich dem Schlosse zu, wo dieser seine Wohnung hatte. In seiner Werkstatt, wo mehrere Arbeiter beschäftigt waren, erkundigte ich mich sogleich nach Herrn Schaf. Der Herr Schaf ist diesen Augenblick nicht da, aber er wird bald kommen, sagten die emsigen Arbeiter. Nach einem Weilchen trat ein unfreundlicher Mann in die Werkstatt, den man mir als Herrn und Meister bezeichnete. Was will er hier? frug er mich mit wildem Troze, als er mich sah. Etwas verblüfft erwiederte ich, daß ich einen Lack zu bereiten verstände, der bisher noch ein Geheimniß und für sein Fach sehr trefflich wäre; auch legte ich ihm meine Musterchen vor mit dem höflichen Antrage, um ein billiges Honorar wolle ich ihm diese Kunst zeigen. Was, rief er in verächtlichem, barschem Tone, ein solch' junger Bursche will mich lackiren lehren? Das ist alles nichts als Flauserei und Prellerei. Schon vor vierzehn Tagen waren zwei Männer da, die den nämlichen Firniß feil boten, aber er ist nichts und taugt zu nichts; man wird von solchen Leuten nur gepresst. Er kam dann hastig auf mich zu, fäzte mich unsanft beim Arm und sprach drohend: Mach' er, daß er geschwind aus der Werkstatt kommt, sonst gebe ich ihm den Buckel voll Schläge! Bei diesen Worten öffnete dieser Unhold die Thüre und stieß mich hinaus. Jetzt hatte ich keine Lust mehr, mit dem Empfehlungsschreiben, welches mir mein Vetter in Mannheim an diesen Bergolder mitgegeben hatte, hervorzurücken; voll Unwillen zerriß ich dasselbe in kleine Stücke. Hätte ich ihm diesen Brief gerade anfangs gegeben, dachte ich — aber jetzt war's zu spät. Getäuscht in meiner Erwartung, wiederum reicher an der traurigen Erfahrung, wie herz- und lieblos die Menschen sind, schied ich von dannen. Da, wie mir der unzarte Bergolder zu verstehen gab, schon vor mir zwei Reisende mein Arkana bekannt gemacht hatten, zog ich von Karlsruhe weg und ging ganz traurig nach Durlach.

zurück. Hier besuchte ich nochmals das Wirthshaus, wo ich mit dem Doktor logirte, um den Kellner weiter über diesen verdächtigen Menschen zu befragen. Er erzählte mir, daß der berüchtigte Doktor mit Sklaven handle und zu diesem Zwecke junge Leute an sich ziehe, sogar wegstehle und verkaufe, man heiße ihn darum den Seelenhändler; ganz gewiß, setzte er nachdrücksvoll hinzu, würde er Sie als Sklave verkauft und nach Neuholland geliefert haben, wenn Sie ihm gefolgt wären. Ich erschrak über die Gefahr, welcher ich mich preisgegeben hatte, wie ein Mensch, der auf einmal in den gähnenden Abgrund hinab schaut, in den er mit einem Schritte vorwärts gefallen wäre. Ich dankte der Vorsehung und dem wackern Kellner, daß ich jener Gefahr entgangen bin. Allein jetzt drang sich mir wieder die alte quälende Frage auf: Was anfangen? Wie und wo etwas verdienen? Ich hatte blos noch 10 Batzen im Sacke. Endlich entschloß ich mich, nach Pforzheim zu reisen und erreichte diese Stadt noch Abends an demselben Tage. Es war gerade Jahrmarkt, wo sich eine ungeheure Menschenmenge in allen Häusern bewegte und auf den Gassen wie Meereswellen wogte; doch fand ich noch ein bequemes Logis im Gasthaus zum Ochsen. Ich fand hier innert den paar Tagen, wo ich da blieb, nur zwei Goldschmiede, die mein Firnißrezept verlangten, wofür mir ein jeder 1 Gulden bezahlte, gerade so viel kostete aber meine Beche. Von hier begab ich mich nach Stuttgart und übernachtete unterwegs in einem Dorfe mit vier Handwerksgesellen, die auf der Straße mit mir zusammentrafen. Tags darauf verreiste ich in aller Frühe allein nach Stuttgart und logirte auf der Schreinerzunft zum Hirnischen. Sobald ich Gelegenheit fand, besuchte ich eine Schreinermühle, um ihnen meinen Firniß anzubieten. Als ich da meine Proben vorwies, gefielen dieselben einem Gesellen so sehr, daß er sich für mich zu interessiren schien und freundlich mit mir redete. Woher sind Sie? fragt er mich neugierig. Ich bin ein Schweizer, entgegnete ich, und er freute sich sehr. Ich bin auch ein Schweizer, verriet er, und zwar aus dem Thurgau, Bachmann von Diezenhofen; ich wünschte sehnlichst Ihren Firniß fabriziren zu lernen, allein ich habe kein Geld. Wenn Sie mir aber das Rezept geben, so verspreche ich Ihnen, in Zeit von ein paar Tagen zu einem Verdienste von

2 Louisd'or behilflich zu sein. Ich war dessen herzlich froh und offerirte ihm das Rezept um so lieber, da er ein Thurgauer war. Nun schien Bachmann sein Wort halten und sich für mich zu verwenden zu wollen. Er kleidete sich ein wenig honetter, führte mich von einer Bude zur andern und wußte den Firniß so sehr zu empfehlen, daß fast jeder Meister und Geselle das Rezept für 4 Gulden kaufte. Nicht lange und ich hatte meine 24 Gulden beisammen. Wenn das nur ein paar Wochen so fortgeht, dachte ich, so kommst du ein reicher Mann werden und dies muß sofort geschehen, wenn Bachmann, der so bezaubernd schwächt, bei dir bleibt. Nun ging doch wieder einmal ein Sternchen der Hoffnung über meinem Haupte auf. Freudig kehrten wir am Abende in das Wirthshaus zurück, wo wir uns gütlich thaten und mit einander auf „Duzis“ oder Verbrüderung tranken. Bachmann machte mir die Offerte, mitzureisen und theilte die Rollen so aus, daß ich nur die Rezepte auf der Reise zu schreiben oder zu diktiren, er aber vermittelst seiner Beredsamkeit dieselben zu empfehlen hatte. Auf diese Weise hofften wir in kurzer Zeit eine schöne Summe zusammen zu bringen und zwar, meinte Bachmann, werde dies um so gewisser geschehen, weil er weit und breit bekannt und beliebt wäre. Auch ich legte hierauf ein ziemliches Gewicht. Auf diese mündliche Verabredung hin (denn wir schlossen, wie die alten biedern Schweizer, keinen schriftlichen Afford) nahm Bachmann von seinem Meister den Abschied und machte sich reisefertig; dies hielt uns aber noch einige Tage auf, indem er hatte überall Schulden, die ihn nicht frei abziehen ließen. Eines Tages, als ich schon glaubte, er hole mich zur Abreise ab, kam er ganz ängstlich hergelaufen zu mir in's Wirthshaus und bat mich, daß ich ihm aus einer kleinen Verlegenheit helfen möchte. Ich sollte, sprach er, an meinen Hausherrn 20 Gulden Miethlohn für mein Logis bezahlen; wenn du mir von dem Letztverdienten diesen Vorschuß zu Tilgung dieser Schuld leihest, so kann ich mit Dir auf der Stelle abreisen und werde Dir in den nächsten Tagen alles doppelt zurückstatten. Das war eine kitzlige Forderung in dem Augenblick, wo ich mein Sämmchen Geld schäzen gelernt hatte, weil ich bisher so oft Mangel litt; aber du hast deine 24 Gulden eigentlich

doch ihm zu verdanken, sagte mir mein inneres Gefühl, und wir werden diese Summe auf der bevorstehenden Reise bald wieder einholen und gab ihm die 20 Gulden. Nachdem ich auch meinen Wirth bezahlt hatte, blieben mir noch 2 Gulden übrig. Hier fiel mir das Sprichwort ein, das sich an liederlichen Menschen nur zu oft erwährt: Wie gewonnen, so zerronnen. Ich war mir zwar keiner Liederlichkeit bewußt, denn ich lebte äußerst sparsam, aber ich entdeckte diese Neigung in den wenigen Tagen unserer Bekanntschaft an Bachmann und fing an besorgt zu werden. Endlich brachte Bachmann seine Sachen in Ordnung, seine wichtigern Schulden waren getilgt und unsere Abreise wurde auf der Stelle unternommen. Tübingen war der erste Ort unserer Bestimmung. Getragen von der Hoffnung, in dieser großen und sehr bevölkerten Stadt viel Geld zu verdienen und von Bachmanns Geschwätzigkeit auf dem angenehmen Wege gut unterhalten, langten wir am Abend in Tübingen an und nahmen unser Nachtquartier auf der Schreinerzunft. Schon bei unserer Ankunft bemerkte ich, daß Bachmann hier bekannt wäre, weil er früher da in Arbeit stand. Gerade das erhöhte meine Hoffnung, daß wir hier gute Geschäfte machen müssen, und doch war es gerade dieses Bekanntsein von Bachmann, was meine Hoffnung gründlich darniederschlug. Am zweiten Tage unsers Hierseins, sobald am Morgen die Buden und Werkstätten sich geöffnet hatten, suchten wir die Tischler und Drechsler auf. Bachmann bot seine ganze Redekunst auf, um Abnehmer von unserm Kunstrezepte zu bekommen, er suchte die Handwerker wie ein Demosthenes und Cicero zu gewinnen, zu überzeugen, zu bewegen, zu rühmen und zu nöthigen; kurz, er mühete sich den ganzen Tag ab, unsere Kunst an Mann zu bringen. Allein er richtete nichts aus; wir fanden auch nicht einen Liebhaber und ich bemerkte zudem, daß man meinen beredten Patronen kalt, gleichgültig und sogar mißtrauisch und verächtlich aufnahm. Ich hatte also kein einziges Rezept zu schreiben oder zu diktieren. Die Nacht war angebrochen, wir waren müde und hungrig, als wir so in unsern Gasthof zurückgekehrt waren; hier warteten unserer zwei Schreinergesellen, bei deren Wahrnehmung ich die Hoffnung hegte, sie werden unser Arkanum verlangen; ich bemerkte

aber bald, daß da etwas Anderes dahinter stecke, denn sie verlangten auf sehr unfreundliche Weise mit meinem Kollegen allein zu sprechen. So viel ich der Unterhandlung bei meiner gespannten Aufmerksamkeit zu entnehmen vermochte, hatten diese Gesellen eine alte Forderung an Bachmann und müssen von seinem Hiersein gehört haben, denn wir waren nie bei ihnen gewesen. Die ganze Unterredung endete mit der Drohung: „Sie werden ihn schon finden.“ Bachmann verließ sie mit den prahlerischen Worten: „Ich reise nicht mehr als Schreinergeselle, sondern als Künstler.“ „Schon gut,“ erwiederten diese höhnisch und gingen davon. Jetzt nahte sich Bachmann mir ganz bedenklich und sagte: „Diese zwei Bursche sind böse auf mich und da ich befürchte, sie möchten mir diese Nacht Unannehmlichkeiten verursachen, so wird es rathsam und besser sein, wenn ich in eine schlechte Schenke über Nacht gehe, wo man mich nicht sucht. Künftigen Morgen in der ersten Frühe, fügte er bei, solle ich ihn abholen, wo wir dann geraden Weges nach Rothenburg reisen wollen.“ Raum hatte sich Bachmann von mir entfernt, als ein ganzer Schwarm Schreinergesellen in die Gaststube drang. Wo ist euer Kamerad, riefen sie mit einem Tone, der mir Auftritte verkündete. Wir wollen den Bachmann haben, schrieen andere, her mit ihm! Wenn Sie uns den Schurken, den Betrüger nicht hergeben oder entdecken, lärmten wieder andere, so müssen Sie für ihn haften. Umsonst sagte ich diesen Drängern, daß ich nicht wisse, wo Bachmann wirklich wäre, umsonst bat ich sie, mich in Ruhe zu lassen, indem mich die Sache Bachmanns nichts angehe. Bei Gott, schwuren sie, wenn Sie den liederlichen Kerl nicht herschaffen, so müssen Sie die 5 Gulden an den Herbergsvater bezahlen, wo Bachmann früher logirte, sich davon mache und nichts als ein lumpiges Felleisen hinterließ. Das geht mich ja Alles nichts an, schrie ich ebenfalls aufgebracht, Sie mögen meinetwegen den Bachmann durch einen Knecht auftischen, ich bin nicht schuldig dieses zu thun, viel weniger seine Schulden zu bezahlen. Jetzt faßte mich einer bei der Brust, andere drohten mir mit Schlägen, wenn ich ihnen den Kameraden nicht herschaffe. Als es bald Ernst mit der Prügelei zu werden begann, trat mein Wirth in's Mittel und machte mir den

Vorschlag: Wenn Sie, sagte er, sich zu mir wendend, die Schuld für Bachmann bezahlen müssen, so haben Sie dann auch das Recht, auf sein hinterlassenes Felleisen zu greifen. Lassen Sie dieses kommen und versteigern. Sie werden doch noch 5 Gulden herausbringen. Ich nahm diesen Vorschlag an, die andern waren das auch zufrieden und das Felleisen wurde hergeschafft. Unterdessen ließen mich die Bursche in Ruhe und die Steigerung begann. Mit erschrockenem Herzen hob ich ein Stück um das andere auf: 3 Batzen zum ersten, zum zweiten, zum dritten Mal — und überließ es jedesmal dem Meistbietenden. Aus dem ganzen Plunder zog ich 4 Gulden 9 Batzen, somit mußte ich, um die Schuld zu tilgen, noch 6 Batzen aus meiner bereits leeren Börse hinzusezten. So ward die schöne Hoffnung, die mir an meinem Landsmann aufging, vereitelt und ich fand mich unglücklicher als jemals.

Steigende Verlegenheit.

Zwar hatte mich die gestrige Geschichte mit Bachmanns Angelegenheit ziemlich abgeschreckt und mich auf den Gedanken gebracht, ihn wie einst meinen Glückverkünder Herrn Doktor heimlich zu verlassen; weil er aber mein Landsmann war und durch jenen Vorfall auch mehr verloren und gelitten als gewonnen hatte, so erlaubte mir mein Herz nicht, ihn im Stiche zu lassen. Ich suchte ihn Tags darauf am frühen Morgen in seiner mir bezeichneten Brantweinschenke auf. Als ich mich derselben näherte, sah ich ihn zu einem dunkeln Fensterchen sehnsuchtsvoll mir entgegen blicken. Sein gespannter neugieriger Blick schien mich von Ferne fragen zu wollen: Wie ist's gegangen? Was haben die Gesellen gemacht? Auch ich antwortete ihm, bevor ich zu Worten kam, mit jammernder Miene und mit einem traurigen Händeringen. Sobald ich aber bei ihm allein in dem unsaubern Stübchen war, erzählte ich ihm den ganzen Vorfall, die für ihn ausgestandene Gefahr und vorgenommene Steigerung. An meinem lausigen Felleisen, sagte er, liegt mir nichts, aber die Verlegenheit, in welche du meinetwegen gekommen bist,

thut mir leid. Ich habe dieses Ungewitter für mich wohl voraus-
gesehen und mich deßhalb davon gemacht, aber ich habe nicht ge-
glaubt, daß die Bursche Dich statt meiner belangen werden. In-
dessen, fügte er hinzu, ist die Sache jetzt vorbei und ich hoffe
nächstkünftig alles einzubringen. In Rothenburg, meinte er, würden
wir unser Glück machen. Wir reisten also dorthin und kamen am
 nämlichen Vormittag in dieser Stadt an, wo wir bei den drei Königen
logirten. Das Erste, was wir hier unternahmen, war, daß wir
nach gewohnter Weise die Tischler und Drechsler außsuchten, um
ihnen unser Arkanum anzubieten. Müde und hungrig ließen wir
den ganzen Tag und Bachmann schwäzte sich fast zu todt. Alles
umsonst! Wir fanden nur einen einzigen Abnehmer an einem
Apotheker, der uns aber kein Geld, sondern etwas Spiritus und
 $\frac{1}{2}$ Pfund Sandraß dafür gab. Jetzt fabrizirten wir den Firniß
und verkaufsten ihn, ohne das Rezept damit zu geben, und lösten
endlich so viel, daß wir die Beche von zwei Tagen, die wir hier
zugebracht oder vielmehr verloren hatten, zahlen konnten. Die san-
guinische Hoffnung für einen guten Fortgang fing nun auch bei
Bachmann an zu sinken, was mich selbst um so muthloser machte.
Ich trinke noch ein Glas Bier, sagte er am zweiten Abend, dann
wollen wir nach Hechingen. So magst Du hingehen, erwiederte
ich entkräftet, ich trinke kein Bier — und hatte den Gedanken, bei
diesem Anlaße mich von ihm zu trennen, weil ich schon hinlänglich
bemerkt hatte, daß er sein Geld nur vertrinke. So marschire Du
langsam vorwärts, rief er mir zu, indem er eilends einen Abstecher
in eine Kneipe machte, ich werde Dir bald nachkommen. Gottlob,
dachte ich, jetzt wirst du seiner los. Sobald ich dem Auge meines
Reisegefährten entchwunden war, eilte ich schnellen Schrittes da-
von, damit er mich nicht mehr erreiche. Als der Tag sich neigte
und die Nacht anbrach, erreichte ich ein Dorf, wo ich die Nacht-
herberge zu bestellen gedachte. Etwas schüchtern trat ich in das
erste beste Wirthshaus und frug für einen Reisenden um Quartier.
Der Wirth roch natürlich an mir die Dürftigkeit und versprach sich
gewiß keinen wichtigen Gewinn; er versagte mir die Herberge und
wies mich in das nächste Dorf, welches etwa eine Viertelstunde von

der Landstraße entfernt lag. Diese ungaßfreundliche Abweisung würde ich vom Wirth nicht so leicht hingenommen haben, wenn es mir einerseits nicht darum zu thun gewesen wäre, den unwerthen Bachmann auszuweichen, was ich am besten in diesem entlegenen Dorfe machen zu können glaubte. Mit dem Wunsche, recht bald ein wenig Erquickung und ein Nachtlager zu finden, gebot ich meinen müden Füßen, bei Nacht noch den Weg über die rohen Feldwege zu machen. Zu meinem Troste mußte ich nicht weit vorrücken, bis mir von der Ferne aus den niedern Landhäusern Lichter wie Sternchen entgegen schimmerten, die mir mit jedem Schritte verkündeten, daß ich nicht mehr ferne von dem erwünschten Orte meiner heutigen Bestimmung sei, wo ich sanft ausruhen könne. Beim wirklichen Einmarsche in das Dorf hörte ich Musik und Tanz, bei dem aber Fauchzen und Lärm vorherrschend waren. Ich folgte diesem taktmäßigen Tumulte, der mich zu einem Wirthshause führte, welches leider das einzige im Dorfe war. An diesem Orte stand mir also jedenfalls wenig Ruhe und vielleicht gar keine Aufnahme in Aussicht. Um Tanzen hatte ich begreiflicher Weise diesmal kein Vergnügen, aber die mit Speise und Trank besetzte Tafel reizte meinen Hunger und Durst. Du hast aber nur noch ein paar Kreuzer, sagte ich bei mir, wie darfst du zu essen und zu trinken begehren? In einen Winkel des Tanzsaales hingelehnt, paßte ich nur auf eine Gelegenheit, den Wirth um die Nachtherberge zu bitten. Aus Gefälligkeit, erwiederte er mir, als ich ihn beiseits fragte und nachdem er mich vom Kopf bis zum Fuß gemessen hatte, aus purer Gefälligkeit will ich Sie über Nacht behalten, obwohl wir jetzt viele Leute haben. Was wollen Sie zu Nacht? Ich will noch ein wenig warten, gab ich zur Antwort, denn ich wollte zuerst rechnen, wie weit meine Kreuzer im Sacke langten. Hier hast du noch 3 Batzen, kalkulirte ich, 1 Batzen Schlafgeld und 2 Batzen für Wein und Brod, dann bist du Morgen quitt — und befahl einen Schoppen Wein und ein Stück Brod. Sobald ich dieses genossen hatte, ließ ich mir mein Schlafgemach zeigen, legte mich zwar zu Bette, aber konnte des Lärmens wegen bis gegen 3 Uhr des Morgens nicht schlafen und doch wollte ich um 5 Uhr verreisen. Am Morgen

bemerkt ich erst, daß ich die Beche ohne den Wirth gemacht habe, denn dieser forderte 14 Kreuzer und ich hatte nur 12. Ich bat ihn demuthig um Pardon und als er überzeugt war, daß ich nicht mehr Geld habe, ließ er mich gehen. Hierauf schlug ich den Fußweg über die Felder nach Hechingen ein, wo mich ein so starker Regen überfiel, daß ich ganz durchnägt und mit zerrissenen Strümpfen hier anlangte. Obwohl ich ohne Geld war, mußte ich auf meine Strapazen ein Frühstück haben und ging deßhalb zum Adler in Hechingen. Wie mich die Wirthin sah, betrachtete sie mich genau, als wollte sie mein Signalement aufnehmen oder gar mein Portrait zeichnen; dann frug sie mich, ob ich nicht von Rothenburg her käme, ob ich dort nicht einen Kameraden verlassen hätte? Auf meine Bejahung erwiederte sie, es hätte hier ein Reisender nach einem Menschen gefragt, der gerade so ausssehen müsse wie ich. Ich vermutete sogleich, daß es Bachmann gewesen. Ich ließ mir von der Wirthin ein Gläschen Schnaps geben, mit dem Versprechen, daß ich zahlen werde, wenn ich hier meine Geschäfte werde gemacht haben. Sie gab mir ohne Anstand auf Kredit. Es befiel mich indessen eine unwillkürliche Sehnsucht nach Bachmann, obwohl er nur abstoßende Eigenarten an sich hatte. Ein bekannter Landsmann unter ganz fremden Leuten thut doch bei allem Elende dem Herzen wohl, er ist ein heimatliches Stück vom Vaterland, das wir liebend im Busen tragen. Die Gewißheit, daß Bachmann noch in meiner Nähe sei, bestimmte mich, ihn aufzusuchen. Vorerst begab ich mich auf die Schreinerzunft. Der dortige Wirth sagte mir, daß ein Schreinergeselle da über Nacht gewesen sei, der aber so dürftig sei, daß er nichts genossen und nicht einmal das Schlafgeld habe bezahlen können, wofür er seinen Rock versegen mußte. In dieser jämmerlichen Beschreibung des Wirthes von meinem Kollegen fand ich keine Garantie für die 20 Gulden 6 Batzen, welche er mir schuldig war und doppelt zu erstatten versprochen hatte, auch war keine Hoffnung mehr übrig, mit ihm ferner etwas zu gewinnen; dennoch fühlte ich wie gesagt einen heimlichen, unwillkürlichen Zug zu demselben. Ich entschloß mich, ihn weiter zu verfolgen, und als ich in den Adler zurück wollte, lief mir Bachmann in die Hände.

Sein Empfang war natürlich nicht gar freundlich, er machte mir bittere Vorwürfe, weil ich ihn nicht abgewartet, sondern offenbar absichtlich verlassen hatte. Ich suchte mich möglichst zu entschuldigen, daß ich vorgab, ich wäre verirrt und ab der Straße in ein entlegenes Dorf gerathen. Hiemit stellte er sich wieder zufrieden. Das ist das Gute an den Leichtsinnigen, daß sie auch leicht zu beschwichtigen sind. Obwohl ich jetzt schon wußte, wie schwach die Finanzen meines Kunstreisenden standen, frug ich ihn dennoch, ob er nichts verdient habe. Auch nicht einen Kreuzer, sagte er, und habe zudem seit gestern noch nichts gegessen und getrunken. Ich bin zwar, fuhr er fort, beim Hoffschreiner gewesen, der das Rezept zu haben wünscht, aber er will nur eine Flasche Wein dafür bezahlen. Besser etwas als nichts, erwiederte ich, und wir gingen zum Hoffschreiner, der uns Wort hielt. Nachdem wir die Bouteille geleert hatten, brachte ich es doch noch so weit mit dem Hoffschreiner, daß er auf Rechnung für seinen Herrn die Spezies für den Lack in der Apotheke kaufte und uns obendrein noch 6 Batzen herausgab. So waren wir doch wieder dürtig für eine Nacht geborgen. Tags darauf liefen wir wieder in der ganzen Stadt herum, konnten aber nicht ein einziges Geschäft machen. Mit jeder Stunde stieg nun unsere Noth; von zwei Tagen her hatten wir beim Adler und auf der Schreinerzunft noch einen kleinen Konto zu bezahlen, der uns Besorgnisse genug erzeugte, weil wir keinen Heller mehr besaßen, am Tage plagte uns der Hunger, zu Nacht kommt noch der Kummer und mit jedem Augenblick müssen wir fürchten, als schlechte Bursche aus der Stadt gewiesen zu werden, weil wir nicht zahlen können; von unseren Kleidern wird man nichts an die Schulden nehmen, weil sie abgenutzt, beschmutzt, zerrissen und keinen Kreuzer mehr werth sind. Hier haben wir das Mögliche gethan und wie einst Petrus Tag und Nacht uns Mühe gegeben, aber nichts gefangen. Endlich fiel mir ein, wir würden vielleicht Abnehmer finden, wenn wir Vorrath an Firniß hätten; hiezu mußten wir aber wieder die Spezies kaufen. Der Apotheker schien mir ein menschenfreundlicher Mann zu sein und dies bemuthete mich, noch einmal zu ihm zu gehen. Ich bat ihn, er möchte im Hinblick auf

unsere Noth uns auf Kredit hin die Spezies zum Lack geben, sobald wir so viel verdient haben, wollen wir ihn bezahlen. Herzlich gern, sagte er, und bezahlen müßt Ihr nicht, ich verlange nur das Rezept, um die Präparation bei mir zu machen. Das war doch wieder etwas Balsam! Wir fertigten sodann eine Maß Lack und verkauften den Schoppen für 20 Batzen, meistens an Juden. So konnten wir wenigstens wieder die Zechen zahlen und unsere Schuhe flicken lassen. Bei längerem Aufenthalte und den kleinen Auslagen für Reparationen schwand unsere Häbseligkeit zusammen wieder auf 10 Kreuzer hinab und für neuen Erwerb war hier keine Aussicht mehr. Wir entschlossen uns also von hier abzureisen und in unsere Heimat nach der Schweiz zurückzukehren. Mir war es aber mit diesem Entschlusse nicht Ernst; ich wollte nur inne werden, wohin Bachmann ziele, um einen andern Weg einzuschlagen und mich wieder von ihm zu trennen, denn ich sah, daß er mich nichts mehr nütze und wenn er auch etwas Geld verdiene, daß er es nur an's Trinken verwende.

Meine Nachreise und das Gespenst.

Um nicht Tag und Nacht für zwei Personen bekümmert und geplagt zu werden, indeß ich kaum mich selbst zu erhalten vermochte, ward ich gegen den Drang meines Herzens genöthigt, auf ein Mittel zu denken, wie ich mich von Bachmann losmache. Mit einer offenen Erklärung hätte ich das Ziel nicht erreicht, er wäre mir schon deshalb überall nachgefolgt, weil er keine Firmenmuster besaß und kein Geld, solche anzuschaffen, und dann würde er überall mißtrauisch und zänkisch mich überwacht haben. Ich mußte ihn also wiederum heimlich verlassen. Am Abende, als wir uns den ganzen Tag abgemüdet und nichts verdient hatten, verlangte Bachmann um 9 Uhr zu schlafen; ich ließ ihn abziehen in der Erwartung, ich werde bald nachkommen. Mich wandelte nun die Lust an, diesen Augenblick zur Scheidung zu benützen, und eilte durch die Stadt zum Tübinger Thor und ergriff die Flucht. Obgleich die Zeit noch

nicht in die Nacht vorgedrungen war, lag doch ein ziemliches Dunkel über die Straße. Der Himmel war ziemlich bewölkt und trübe, nur hie und da verschleierte sich der Mond in seinem ersten Viertel, wo er sich mit wenigem Schimmer in seinem Sichelverhältnisse zeigt, die Sterne leuchteten nur selten hinter dem vom Winde getriebenen Vorhang des Gewölkes hervor, lautlose Todesstille umgab mich von allen Seiten und ich befand mich auf der Straße so einsam, als lebte ich allein auf Erden, denn kein lebendiges Geschöpf regte sich; ein unwillkürliches Grauen überfiel mich, aber ich wanderte dennoch auf meinem Wege fort. Meine Phantasie malte sich Gestalten und Bilder, die nirgends als in meinem Kopfe existirten, aber ich trug sie außer mir und stellte sie überall auf die Straße ab; es regte sich der in meinen Kinderjahren eingesogene Aberglaube und ich sah in leeren Räumen Gespenster; jetzt durste sich nur etwas bewegen, so mußte es, daß mich Gott bewahre! der leibhafte Teufel sein. Wirklich glaubte ich von Ferne eine schwache in Dunkel gehüllte Figur zu bemerken, welche sich gigantisch und riesenhaft bewegte. Mich überfiel eine unbeschreibliche Furcht. Ein Mensch kann es schon nicht sein, dachte ich, weil Alles um mich herum schläft; ein solches Thier, wie diese Figur zeichnet, gibts keines; ein Engel ist es auch nicht, dafür ist das Bild zu düster und erschrecklich; also muß es ein böser Geist sein. Ich wankte langsam Schrittes auf meinen schlitternden Knieen fort; schon bemerkte ich, daß mir das Gespenst entgegentrete. Todesangst bemächtigte sich meiner und der kalte Schweiß lagerte sich auf meiner Stirn. Endlich fiel mir der in meinen Kindesjahren oft gehörte Spruch ein, der die bösen Geister unschädlich und verschwinden machen soll; „alle guten Geister loben Gott den Herrn,” rief ich laut, aber es half nichts. Mein Gewissen erwachte und mir kam in Sinn, daß dies vielleicht eine Strafe für die unchristliche Lieblosigkeit sei, mit der ich meinen armen Kameraden heute verlassen habe. Das Gespenst näherte sich mir immer mehr, deutlich sah ich nun seine Hörner, jetzt ist es um dich geschehen, dachte ich und sank vor Angst und Schrecken fast zu Boden; jetzt stand der Höllengeist mir gegenüber und grüßte mich freundlich, und sieh, es war ein purer Mensch

wie ich, ein Mann, der aus dem benachbarten Walde kam und eine schwere Bürde Stangen auf den Achseln trug, die hinter dem Nacken quer über einander lagen und von vornen große Hörner bildeten. Ich schämte mich meiner ersittenen Furcht und Angst wegen und ließ den Mann ohne ein Wort zu sagen weiter ziehen. Gut war es jedenfalls, daß ich ihm nicht auswich, sonst würde ich vielleicht heute noch glauben, daß ich wirklich ein Gespenst gesehen. Der Glaube an Gespenster, Kobolde, Hexen, Alp und wie diese Undinge alle heißen, wäre schon längst völlig von der Erde verschwunden, wenn die einfältigen und leichtgläubigen Menschen den Mut hättten, bei jeder nächtlichen Erscheinung oder unerklärbaren Wirkung der natürlichen Ursache bis auf die Quelle nachzuspüren. Aber die dummen Leute ergeben sich lieber einem müßigen Glauben als einem thätigen Forschen. Darum findet der Aberglaube noch immer seine faulen Nester, in denen die Dummheit, diese Nachteile der Religion und Moral, ihre Jungen erzeugt und füttert. Die Einfältigen bedenken nicht, daß der Aberglaube eine Qual ist, die sich wie ein Geier an unser Herz setzt, um es Tag und Nacht zu zerfleischen und ihn so furchtsam zu machen, daß er vor seinem eigenen Schatten erschrickt. Eine Käze, eine Maus, ja sogar das Lispeln eines Laubes vermag den Gespenstgläubigen in Todesfurcht und Ohnmacht zu versetzen, schon vielen hat dieser Unhold die Ruhe, die Gesundheit und das Leben geraubt. O! ich vergesse in meinem ganzen Leben jene marternde Furcht, jene verzweiflungsvolle Angst nicht, die ich damals ausstund, als mir der gehörnte Mann in der Nacht begegnete, aber wie schämte ich mich nachher, als ich erfuhr, daß es ein freundlicher Mensch sei!

Ich kehre nach dieser abschweifenden Zwischenbetrachtung wieder auf meine Reise zurück. Die schreckenvolle Geschichte mit dem gehörnten Manne, die Angst und Noth, der Hunger und Durst hatten meine Kräfte erschöpft und ich sehnte mich nach Ruhe. Es mochte Mitternacht gewesen sein, als ich in ein Wäldchen kam, wo ich der Straße entlang unter einem Eichbaum mich niederlegte. Die Sorge für die nächste Zukunft, der Gedanke an meine Geld- und Verdienstlosigkeit verscheuchten mir den erquickenden Schlaf und überließen

mich blos einem oft unterbrochenen wilden und betäubenden Schluß-
mer. Ein dickes Gewölke umschleirte den gestirnten Himmel, es
ward auf einmal stockfinster und fing an zu regnen. Der nächtliche
Frost überfiel mich, ich wurde ganz wach und hörte immer Tritte
im Geesträuche wie von einem Menschen. Obwohl ich nicht an ein
Gespenst glaubte, so verursachte es mir einen großen Schrecken.
Nun schlug es 2 Uhr von einem weit entfernten Dorfe. Ich stand
auf, nahm mein Reisegepäck zur Hand und lenkte in die Straße
ein. Jetzt stieß ich auf einen Mann, der, wie er mir sagte, eben-
falls nach Tübingen reiste und sich freute, in mir einen Gesellschafter
zu haben. Der Regen verstärkte sich immer mehr und wir kamen
ganz naß zum letzten Dorf vor Tübingen, wo mich mein Begleiter
wieder verließ. Der Morgen brach an, der Himmel heiterte sich
auf, verhieß einen schönen Tag und ich entschloß mich, heute noch
bis nach Stuttgart zu marschiren. Auf dem ganzen Wege konnte
ich mir nur ein Glas Wein zu trinken, aber nichts zu essen er-
lauben, weil ich nicht mehr Geld hatte. An einem Sonntag
Abend traf ich in Stuttgart ein, setzte aber meinen Weg noch bis
Kannstatt fort, hier kam ich aber vor Hunger, Durst und Ermüdung
halbtodt an, trank nur einen Schoppen Bier und legte mich schlafen,
konnte aber vor Müdigkeit nicht gut ruhen.

Nach Regen folgt Sonnenschein.

Als ich in Kannstatt beim Hirschen eine Nacht bei aller Dürftig-
keit genossen hatte, erkundigte ich mich des Morgens bald bei einem
Schreiner, ob er hier keine Leute kenne, die vielleicht im Falle wären,
sich meinen Firmus anzuschaffen? Ich bin der Erste, sagte er, der
sehr neugierig nach diesem Lacke ist, aber ich habe kein Geld; doch
helfen gute Worte und gute Räthe manchmal so viel als Geld.
Wenn Sie mir das Rezept geben, fuhr er fort, so will ich Ihnen
mit Rath und That beistehen. Vorerst will ich Ihnen ein fein
fournirtes Mustertäfelchen vervfertigen, welches Sie dann lackiren
sollen; das empfiehlt Ihren Lack besser als Ihre Mustertäfelchen;

dann will ich Sie zu einem Herrn führen, der ihr Arkanum gewiß verlangt und gut bezahlt. Wollen Sie das? Ich besann mich nicht lange und bot ihm das Rezept an. Er hielt sein Wort, ordnete mir das Mustertäfelchen, welches so zart geglättet war, daß mein Firniß auf demselben wie Kristall glänzte, dann führte er mich zu einem Tapetenfabrikanten. Ich hatte es aber hier mit einer Frau zu thun, die mich sehr freundlich empfing. Sie war als Malerin kompetent in meinem Fache und rühmte meine Probe auf dem neuen Glanztafelchen; sie verlangte augenblicklich das Rezept und honorirte mich dagegen mit 2 Thalern, eine Belohnung, die mir (mit Erlaubniß! ihr Herren) noch kein Herr zu Theil werden ließ; darum rufe ich mit dem Dichter: „Ehret die Frauen!“ Noch mehr; sie nahm sich meiner so sehr an, daß sie mit ihrer eigenen schönen Hand mir noch eine Empfehlung nach Nürnberg schrieb. Es wäre mir gar keine Buße gewesen, dieser Schönen für diese Gefälligkeit die Hand zu küssen, allein ich beschied mich! Als ich ihr dankte und Lebewohl sagte, lud sie mich ein, falls ich wieder nach Cannstatt komme. Gewiß, eine solche Freundschaft verdient ein bleibendes Denkmal im Herzen eines Menschen, der sich an Tausenden verirrt, bis er wieder ein gutes, theilnehmendes Gemüth findet.

Jetzt faßte ich wieder Muth und es stellte sich bei mir wiederum der Glaube an die Menschheit und die Hoffnung ein, es werde nun schon wieder besser gehen; jedenfalls, dachte ich, werde ich doch auch so viel verdienen, daß ich mich allein durchbringe, ich will ja nicht saufen und schwelgen wie Bachmann, die Natur ist mit Wenigem zufrieden; wenn mir nur das Allernöthigste nicht fehlt — das tägliche Brod. Nach Verfluß von zwei Tagen reiste ich von Cannstatt ab und ging über Weiblingen und Schorndorf, wo ich mich nicht aufhielt, nach Schwäbischgmünd, wo ich bei der Glocke logirte. Der gastfreundliche Wirth gab mir sogleich eine Empfehlung an einen reichen Juwelier. Dieser verlangte wirklich das Rezept und gab mir 5 Gulden. Mehrere Schreiner, die ich da besuchte, trugen auch noch ihr Scherlein bei, so daß ich auf ein Sämmchen von 12 Gulden stieg. Auf einmal nach so langer und harter

Entbehrung glaubte ich ein Herr und reich genug zu sein. Obwohl ich keine Garantie hatte, daß es mir für länger gut gehen werde auf meiner Reise, wollte ich mir doch wieder einmal gütlich thun. Von da ging ich weg und reiste nach Nördlingen, wo ich in einem ansehnlichen Gasthöfe Logis und Tisch nahm, was mich mit jedem Tage auf 1 Gulden zu stehen kam. Das war freilich kein ökonomischer Streich, allein man speiste mich mit der Hoffnung, daß ich hier gewiß gute Geschäfte machen werde, indem es Herrschaften gebe, die dergleichen Erfindungen und Künstelein lieben. Ich ließ mir die Adressen geben und begab mich dann an die bezeichneten Stellen und Orte, um den Herrschaften meine Aufwartung zu machen. Diese waren aber, obwohl es Spätherbst oder bereits Winter war, von ihren Sommerstätzen noch nicht in ihr Stadt-Winterquartier gezogen, man versicherte mich aber, daß dies nächster Tage geschehen werde, wo ich dann wahrscheinlich gute Geschäfte machen könne. Diese Aussicht, die man mir gab, bewog mich unbesonnener Weise, hier der kommenden Herrschaft zu warten, gerade als hätte sie bei ihrem Rückzuge in die Stadt dann nichts Wichtigeres zu thun, als sich mit meinem Firnißrezepte zu beschäftigen. Wie doch der eitle Mensch das Seinige allem andern vorzieht und aus Seifenblasen Weltkugeln zu bilden wähnt! Ich war platt deutsch gesagt so dumm, daß ich etliche Tage auf den Einzug der Notabilitäten lauerte, mein Geld brauchte und nur hie und da von einigen Schreinern ein paar Batzen verdiente. Meine übrige Zeit brachte ich bei einem gewissen Maler zu, den ich kennen gelernt hatte, und betrachtete seine fertigten Portraits. Meine Gastgeber waren mit mir leutselig und gefällig; besonders gewogen zeigte sich mir aber ein hübsches Kellermädchen, welches den Schweizerburschen sehr gut war und mich schon deswegen lieb hatte. Wahrscheinlich hatte es Ursache, an gewisse Schweizer zu denken! Auch mir schwebt das gute Kind noch vor Augen. Ich mußte mich von ihm trennen und mit ihm ging mir wieder für lange die Sonne des Glückes unter.

Aber nach dem Sonnenschein folgt auch wieder Regen.

In Nördlingen, wo ich mein Geld in zehn Tagen bis auf 8 Kreuzer verzehrt hatte, konnte ich meiner Herrschaft nicht mehr länger abwarten und begab mich deshalb mit dem Entschluß nach Wallerstein, nach vierzehn Tagen wieder von da zurückzureisen, um dann die gerühmte Herrschaft aufzusuchen. Mein Kellermädchen vergoß beim Abschiede perlende Thränen und wäre mir gerne namentlich in die Schweiz nachgefolgt, allein meine 2 Batzen, die ich noch besaß, erlaubten mir kein gedoppeltes Menage, sondern ich hatte wieder genug mit mir allein zu kämpfen. Von Wallerstein nahm ich meinen Weg nach Dinkelspüll, wo ich beim Köpeli einkehrte und übernachtete. Weil hier für mich wieder die Zeit der Entbehrung und des Fastens eintrat und ich deshalb nur ein Glas Bier trank, kündete mir am Morgen der Wirth die Herberge auf und wies mich in ein Bierhaus zum Schwanen. Den ganzen Tag lief ich herum, rekommandirte bei Schreinern, Drechslern und Lackirern meinen Firniß, ab den ganzen Tag nichts, trank Abends nur für 1 Kreuzer Bier und erwarb mir keinen Heller. Am Morgen war mein Konto 2 Kreuzer und da ich bei einem Bäcker mir ein Brödchen gekauft hatte, sank mein Vermögen auf 4 Kreuzer herab. Endlich erinnerte ich mich, daß mir gestern ein Drechsler für mein Rezept 12 Kreuzer angeboten hatte. Ich fand mich genöthigt, zu ihm zu gehen und um diesen Spottpreis mein Arkanum zu veräußern. Nachdem ich bei ihm den ganzen Tag damit zugebracht hatte, daß ich ihm Proben über Proben von dem Firniß machte, war der Unverschämte nicht damit zufrieden und wollte nichts dafür bezahlen. Nach langem Zanken und Markten bot er mir endlich 6 Kreuzer an und sagte drohend: Wenn ich mich hiemit nicht begnügen werde, so werfe er mich zur Thüre hinaus. Was sollte ich machen? Ich mußte mich zufrieden geben. Tags darauf sagte mir ein Goldschmid, wenn ich ihm einen Lack auf Uhrengeäuse mache, der haltbar und dauerhaft wäre, so wolle er mich gut honoriren. Ich versprach ihm mein Möglichstes, probirte und

laborirte den ganzen Tag an diesem Pensum, aber brachte nichts heraus, denn den Bernstein und das Leinöl, das ich hiezu nöthig hatte, konnte ich nicht vermissen, und so war Mühe und Arbeit, der Tag wieder verloren. Am dritten Tage meines jämmerlichen Hierseins traf ich einen ansehnlichen Herrn, der meinen Firniß theuer zu honoriren versprach, wenn auch Kopal dabei wäre, denn sonst gebe er nichts dafür. Ich machte nun den Versuch, den Kopal in Spiritus gut zu lösen, allein es gelang nicht. Als ich endlich ein Fläschchen so vermischt auf den warmen Ofen stellte, erfolgte in kurzer Zeit ein Knall und meine Arbeit, mein Aufwand und meine Belohnung war abermals dahin. Jetzt trat wieder die alte Noth, die frühere Dürftigkeit ein, es kamen wieder die Tage, von denen wir sagen, daß sie uns nicht gut seien. Was jetzt wieder anfangen? Schon acht Tage weilte und laborirte ich hier und hatte fast nichts verdient; was werde ich künftig da noch verdienen? Wie kann ich aber weiter reisen? Der Winter hat mit aller Strenge sein langwieriges und erstarrendes Lager aufgeschlagen; ich habe nur abgetragene und zerrissene Sommerkleider bei mir, Schuhe und Strümpfe sind so erbärmlich zugerichtet, daß sie mich nicht mehr gegen Nässe und Kälte schützen, kurz, der Winter wird sich mit seiner eisigen Macht an mir Armen rächen und mich vielleicht in seine kalten Arme schließen! Gleichviel, dachte ich, des Lebens bereits überdrüssig, bei mir sind doch die Menschen mitten im Sommer eiskalt und herzlos und helfen nur sich selbst, was kann ich dann im Winter von ihnen Besseres erwarten! Wenn mich der liebe Gott nur recht bald aus den Händen des Winters und der herzenserfrornten und starren Menschen zu sich nähme.

Wo die Noth am größten, ist Gottes Hülfte am nächsten.

Von solchen lebensekeln und menschensatten Wünschen voll, zog ich Gasse hin und her, auf und ab. Endlich kam ich zu einer Werkstatt eines gewissen Klaviermachers Rhiner, welcher sich freute, mich kennen zu lernen, weil er schon vieles von mir gehört habe.

Wie viel verlangen Sie für das Rezept von Ihrem neuen Lacke ? Dieser wird mir gute Dienste thun und ich will ihn billig bezahlen. Das überlasse ich Ihnen, mir zu geben nach Belieben, war meine Antwort. Auf der Stelle war ein Krug Bier und Brod da und ich ließ es mir gut schmecken. Hierauf nahm ich in seiner Gegenwart die Operation des Firnisses laut dem Rezept vor, das ich ihm dictirt hatte. Er zeigte sich hiemit sehr zufrieden, zahlte mir 6 Batzen und lud mich noch zum Mittagessen ein. Beim Tische begegnete mir die Familie Rhiner äußerst freundlich, denn sie hatten eine Hochachtung gegen die Schweizer wegen ihrer Redlichkeit. Auch frug mich Frau Rhiner ganz besonders, ob ich auch den Herrn Pfarrer Lavater in Zürich kenne ? Auf meine Bejahung und den Beisaß, daß ich vor der Abreise ihn besucht habe, freute sie sich kindisch, denn sie schätzte diesen Gelehrten seiner Schriften und physiognomischen Kenntnisse wegen sehr hoch. Sie war mir deßhalb sehr gut und empfahl mich auch an ihres Mannes Bruder, der ein sehr geschickter Feldmesser war. Dieser schien sich um mich zu interessiren und frug mich, ob ich auch illuminiren oder Zeichnungen malen könne. Er habe Grundrisse und Pläne, die kolorirt werden sollten. Das will ich Ihnen nach Wunsch machen, erwiederte ich. Die Wiesen, sagte er, müssen Sie grün, die Felder gelb koloriren, die Waldungen aber sollten mit grünen Bäumchen bezeichnet werden. Können Sie mir dies besorgen, fügte er hinzu, so werde ich Ihnen für mehrere Tage Arbeit geben, per Tag haben Sie 6 Batzen Lohn und bei mir das Mittagessen. Dieser Antrag entsprach natürlich meiner Meinung eben so sehr als dem gegenwärtigen Bedürfnisse. Ach, wenn doch dieser gute Herr, dachte ich, mich nur recht lange so beschäftigen könnte. Ich ging mit Freuden hinter diese malerischen Arbeiten und sie fielen zur großen Zufriedenheit meines Herrn aus. Er wollte sich meiner für eine längere Zukunft annehmen und empfahl mich deßhalb einem reichen Wollenfabrikanten, dessen Frau viele Möbel wollte lackiren lassen. Sobald ich bei Herrn Rhiner meine Malereien beendigt hatte, ging ich zu dieser Frau und schloß mit ihr einen Arbeitsaftord, laut welchem sie mir täglich das Mittagessen und 6 Batzen Lohn zu geben hatte; die Materialien

mußte sie aber selbst herschaffen. Nun begann ich wieder eine neue Arbeit und ich mußte mir selbst als ein Künstler vorkommen, der Alles kann, weil er sich an Alles wagt. Ich lackierte und firnißte in einem fort Tische, Stühle, Kommoden und sogar Hosen. Letzteres geschah bei folgendem Anlaße. Um sich die Zeit zu verkürzen, und freundlich mit mir zu plaudern, saß der Hausherr fast den ganzen Tag neben mir, seinem eifrigen Künstler. Der geschmeidige Glanz, den ich über alles Holz aufgoß, brachte ihn auf den naiven Gedanken, seine schwarzen Hosen lackiren zu lassen. Das schwarze Zeug, sagte er, muß glänzend sein, können Sie mir nicht meine Hosen lackiren? Warum nicht, verzeigte ich, halten Sie nur einmal die Hosen her, sie sollen spiegelglänzend werden. Er nahete sich mir zutrauensvoll und ich machte meine Probe an der Lätz, indem ich ihm bemerkte, wenn ihm dann dieses Stück gefalle, möge er seine Hose ganz anstreichen lassen. Gut, antwortete er, und stellte sich in Front gespannt vor mich hin, Ich tauchte meinen Pinsel tief in den flüssigen Firniß, schmiß ihn etliche Mal ganz voll an die Lätz, bis sie total durchnäht war. Diese schimmernde Operation gefiel ihm, nur beklagte er sich über das Unangenehme der durchtriegenden Nässe. Ich rieth ihm, sogleich an den heißen Ofen zu stehen und die Lätz an demselben zu trocknen. Natürlich hat der in Spiritus aufgelöste Sandrat durchgedrungen und beim Trocknen ward der Spaß, den ich beabsichtigte, noch ärger. Hemd, Haut und Haar waren an die durchschmierte Lätz gekittet und konnten nur mit Gewalt losgetrennt werden. Bei allem dem sah mein Herr mit kindischem Wohlgefallen auf seine glänzende Hosenlätz und er würde keinen Anstand genommen haben, seine Hosen ganz illuminiren zu lassen, wenn ihn seine Frau nicht daran gehindert hätte. Diese kam gerade zur Thüre hinein, als ihr Mann mit seiner Restauration noch beschäftigt war. Was machst du, Sau-michel, rief sie spöttisch lächelnd, man sieht wohl, daß du ein dummer Kerl bist. Hättest du gerade auch den H..... lackiren lassen. Man sollte dich für diesen dummen Streich brav abprügeln. Sei getrost, meine liebe Frau, entgegnete mein Herr, was du so eben wünschtest, ist geschehen; es ist Alles lackirt worden. Diese Serenade

von der lackirten Hosenlaze wurde in der That ziemlich ruchbar und wäre gewiß publizirt worden, wenn sie einen Guckkastenjenni gefunden hätte. Mir gab sie einen ziemlichen Ruf und verschaffte mir neue Arbeiten; ich bekam allerlei Möbel, ja sogar Schuhe, Stiefel und Pfeifenköpfe zu lackiren, daß ich für zwei Monate Arbeit genug hatte. Für mich kaufte ich eigens ein neues Paar Stiefel und lackirte dieselben als Muster zu fernerer Empfehlung. Uebrigens wurde ich in Allem bei der Rhiner'schen Familie recht gut gehalten. Mein Schlafzimmer hatte ich bei einem Bierbrauer und zwar gerade ob der Bierbrauerei, was mir sehr viele Unannehmlichkeiten verursachte, denn der hinaufsteigende Rauch und übelriechende Dampf waren mir fast unausstehlich. Zudem drang sich mir jede Nacht ein besoffener, alter Musikant in's Bett auf, der behauptete, da sein Schlafrecht vor mir gehabt zu haben. Ich konnte mich gegen diese nächtlichen Beschwerden um so weniger beklagen, da ich blos 1 Kreuzer Schlafgeld bezahlen mußte. Endlich entschloß ich mich gegen die Mitie Januars 1791, Dinkelspül zu verlassen und mein Glück wieder anderswo zu versuchen. Weil ich nach Anspach reisen wollte und früher einen Perruquier kennen gelernt hatte, dessen Eltern in Anspach wohnten, gab er mir an diese ein kindliches Empfehlungsschreiben. So eben war ich reisefertig, als mir ein Schustergeselle den Antrag machte, er wolle mich nach Gunzenhausen zu einer Herrschaft begleiten, die gewiß mein Firnißrezept theuer bezahlen würde, wenn ich ihm mein Arkanum mittheile. Ich entsprach seinem Wunsche und wir nahmen an einem Sonntag Morgen den Marsch nach Gunzenhausen; kaum waren wir hier angekommen, als jener schlaue Geselle sich von mir wegstahl und flüchtete, so daß ich ihn nie wieder sah. Ich nahm die Freiheit, die dortige Herrschaft allhin zu besuchen und ihr meine Offerten zu machen; ich wurde aber leer abgewiesen, indem man meinen Firniß nicht verlange. Auch meine Wirthsleute bedeuteten mir, daß hier mit meiner Kunst nichts zu machen wäre, deßhalb nahm ich den Weg nach Anspach unter die Füße. Meine Lage fing wieder an ziemlich bedenklich zu werden. Ich mußte bei der schlechtesten Winterwitterung unter Regen und Schneegestöber reisen und hatte nur noch 8 Batzen in der Tasche.

Unterwegs mußte ich in einem Dorfe übernachten und man behielt mich gegen alle Gewohnheit in einem Bierhause, wo ich eingefehrt war. Hier nahm ich eine ganz eigene Manier, mit Feuer und Licht umzugehen, wahr. Als mir nämlich beim Schlafengehen eine Magd mein Kämmerlein weisen mußte, zündete sie nur einen Holzspan an, der wie Kienholz brannte. Mit dieser offenen Fackel führte sie mich bis in den Estrich hinauf, unmittelbar unter den Dachstuhl, unter diesen steckte sie ganz sorglos die brennende Fackel, gerade als wollte sie das Haus anzünden. Sie wies mir mein Lager, hieß mich das Licht auslöschen, wenn ich mich schlafen legen wolle und ging ruhig hinab. Mir war nicht wohl dabei und löschte deshalb das Licht schnell aus. Vor lauter Feuerschrecken vergaß ich mein Nachtquartier und das Bett näher zu betrachten. Gefühl und Geruch gaben mir aber keine gute Idee von demselben, denn ich glaubte in einem Ameisenhaufen zu liegen, so sehr quälte mich das Ungeziefer; selbst Mäuse und Ratten erwiesen mir keine Ehrfurcht und der Gestank war fast unerträglich. Selbst die Kälte, vor der ich am ganzen Leibe zitterte wie ein Espenlaub, vermochte weder dem üblen Geruche noch dem Ungeziefer Einhalt zu thun und ich litt mit Hobsgeuld; nur sehnte ich mich nach dem grauenden Wintermorgen. Sobald dieser angebrochen war, begab ich mich nach Anspach und erkundigte mich nach dem Hause der Eltern von dem Perruquier, der mir einen Brief an jene gab. Sie nahmen mich ihres lieben Sohnes wegen sehr freundlich auf und versprachen mir verhilflich zu sein, daß ich mit meinem Firniß hier Geschäfte mache. Vorerst mußte mich ein Knabe zu einem gewissen Wagenschmied Schnürlein begleiten, wo es der vielen Chaisen und Kutschchen wegen immer des häufigen Lackirens und Firmissens bedurfte. Als ich zum Meister Schnürlein kam, sagte er: Ihr Lack taugt nicht für Kutschchen, wenn Sie aber Fahrzeuge anstreichen und mit Verzierungen und Wappen malen können, so habe ich Ihnen Arbeit. Im Bewußtsein, daß ich nicht viel hievon verstand, versprach ich etwas erschrocken, alles dieses gut zu besorgen. Wenn ich nur wieder einige Tage zu essen und zu verdienen habe, dachte ich, dann wird mich leider der Meister wohl wieder fortschicken, weil ich seine

Arbeiten nicht verstehe. Jetzt führte er mich zu einem glatten Stein und befahl mir, vorliegende Farben zu reiben zu einem Goldgrunde, die heute noch müssen angestrichen werden, damit morgen die Vergoldung vor sich gehe. Dieses einfache erste Tagwerk ging gut vor sich und ich arbeitete rastlos fort bis zum Nachtessen. Nach diesem mußte ich mit zwei Schmiedegesellen in dem gleichen Bett auf einem schauerlich kalten Estrich unmittelbar unter dem Dache schlafen. Wie mir die Nacht unglimpf war, so war auch der Morgen roh. Ein schwarzes Stück Brod war die erste Tagesnahrung für den nüchternen Magen. Allein dies war mir am zweiten Tage meines Dienstes, den ich als Künstler, nämlich als Lackirer angetreten hatte, noch das Leichteste. Eine schwerere Prüfung sollte mir bevorstehen. Heute sollte ich die Vergoldung von dem Chaisenkästen vornehmen, den ich gestern mit der Grundfarbe angestrichen hatte, und doch verstand ich rein nichts von Vergoldung. Mein Meister legte mir zwar alle Materialien und Apparate zu dieser Operation vor, aber ich wußte nicht wie die Sache angreifen. Soll ich ihn fragen, wie mit dieser Sache zu Werke gehn? aber dann schickt er mich sogleich fort, denn er will keinen Lehrjungen, sondern einen Gesellen. Hier fand aber keine lange Deliberation statt, es mußte gehandelt werden. Ich schlug hiezu den einfachsten Weg ein, faßte die Goldblättchen mit den Fingerspitzen und kleisterte sie auf die Grundfarbe. Ich bemerkte aber nur zu bald, daß ich auf diese Weise zu viel Gold brauche und die Vergoldung zu schlecht werde. Als ich so ernst- und angsthaft beschäftigt im Geschmire begriffen war, kam der Meister, ward entrüstet und schimpfte mich so tüchtig aus, daß ich fürchtete weggejagt und entlassen zu werden. Doch that er dieses nicht, weil er hoffte, ich werde doch wenigstens anstreichen und flachmalen können. Er wies mir also vorzugsweise dieses Fach an, was ich sehr gerne übernahm und mit voller Zufriedenheit meines Meisters versah. Nicht lange und ich brachte es durch meinen Fleiß so weit, daß ich schöne Laubwerke und Verzierungen an die Rutschchen malte. Da aber diese Malerei nur Nebensache war und ich mich zu allen harten Schmiedearbeiten mußte gebrauchen lassen, so konnte von einer Ausbildung in der Flachmalerei keine Rede sein;

mein Meister wollte mich vielmehr zu einem Schmiede machen. Eines Tages befahl er mir, obgleich es mitten im Winter war, alle Morgen um 4 Uhr mit den Schmiedegesellen aufzustehen und diesen feilen und schmieden zu helfen bis 8 Uhr, wo ich dann den Tag hindurch Chaisen und Wagen anstrich und Guirlanden an die Kästen zeichnete. Mitunter gab es auch Zimmer zu malen, wo wechselseitig schöne Bordüren und Landschäfte angebracht werden mußten. So gings 12 Wochen mit mir fort. Endlich nahm ich den Abschied, um mein Glück weiter anderswo zu versuchen. Da ich per Woche nebst Rost und Logis nur 1 Gulden Lohn hatte, bezog ich beim Abschiede vom Meister 12 Gulden und konnte also mit diesen wieder ein wenig weiter kommen. Meinen abgenutzten rothbraunen Rock, mit dem mich einst, wie ich früher erzählte, ein Jude betrog, tauschte ich an einen andern von weißem gutem Tuche und mußte noch 5 Gulden darauf geben. Auch die übrigen Kleider, namentlich die Hosen, waren von dem vielen Farbenreiben, Malen und Lackiren glänzend schmutzig, aber ich vermochte nicht mit diesen eine Reform vorzunehmen, weil mich die traurige Erfahrung Geld für die Reise aufzusparen gelehrt hatte.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Ein unfreundlicher und harter Winter lag nun wieder hinter meinem Rücken und der holde Frühling mit allen Reizen stand vor der Thüre, um die Welt mit verjüngter Kraft und der herrlichen Allerneuerung zu begrüßen. Die Ostern, das Auferstehungsfest des Herrn und seiner Allmacht und Weisheit in der ganzen Natur, war nahe. Warum sollte ich mich nicht aufmuntern, es frisch zu wagen in die Wellen des wogenden Lebens hinaus? Es drängte mich, meinen Meister Schnürlein und seinen eintönigen und drückenden Beruf zu verlassen und mein Glück wieder anderswo zu versuchen. Ich nahm den Weg nach Nürnberg, Erlangen, Forchheim, Bamberg und Coburg. An letztem Orte hielt ich mich zwei Tage auf, wo ich mein Rezept für 1 Gulden an einen Schreiner brachte.

Hierauf setzte ich meine Reise fort nach Hildburghausen, Sul, Flömenau, Plauen, Arnstadt. Am letztern Orte mißrieth man mir, allein durch den Wald zu gehen, indem es gegenwärtig dort sehr unsicher sei. Da ich aber kein Geld in der Tasche und auch weder schöne Kleider noch sonst etwas von Werth auf mir hatte, so dachte ich, ein Wanderer mit leerem Geldbeutel brauche sich vor Straßenräubern nicht zu fürchten, und setzte unerschrocken und wohlgemuth meine Reise fort. Zuerst gelangte ich zu einer Kohlenbrennerei, wo sich aber keiner der Arbeiter im Geringsten um mich zu bekümmern schien. Eine halbe Stunde tiefer in den Wald hinein stieß ich auf eine armelige Hütte, die nur aus morschen Brettern zusammengefügt war und drinnen saßen in malerischen Gruppen Männer, Weiber und Kinder, eifrig beschäftigt, Körbe und Wannen zu flechten. Der respektablen Gesellschaft einen guten Tag wünschend wollte ich eilenden Schrittes vorüber gehen, als mir einer der Männer mit rauher Stimme zurief: Woher und wonaus, guter Freund? Dies nöthigte mich zum Stillstehen und auf sein näheres Befragen, was für ein Landsmann ich sei, schien meine Antwort, daß ich aus der Schweiz komme, einen sehr erfreulichen Eindruck auf die ganze Gesellschaft zu machen. So, ein Schweizer, riefen sie wie aus einem Munde, das ist ein schönes und gutes Land; dort sind wir auch gewesen und haben überall eine freundliche Aufnahme gefunden. Hierauf nöthigten sie mich, bei ihnen Platz zu nehmen, und während sie so fortführten, die Schweiz zu loben und dabei versicherten, daß es sie jedesmal herzlich freue, einen Schweizer zu sehen, ließ sich auf einmal aus dem Hintergrunde der düstern Stube eine hohl tönende Stimme vernehmen: „He, junger Mensch, hast du Lust, dein künftiges Schicksal zu wissen, komm her, ich will dir wahrsagen, wenn es dich nicht reut, einen Groschen daran zu wagen!“ Als ich mich, betroffen über die unerwartete Unterbrechung, umschaut, erblickte ich im Hintergrunde des dunkeln Gemaches ein steinaltes, klapperdürres Mütterchen, das mir aus seinem dunkeln Verstecke zwinkte, ihm näher zu treten. Nicht ohne einiges Herzklöpfen folgte ich der an mich ergangenen Aufforderung, machte aber sogleich die demütige Gegenbemerkung, daß ich nicht in der

Lage sei, so viel Geld auf so etwas zu verwenden, einen Dreier aber würde ich ihr gerne hergeben, wenn sie mir dafür das Geheimniß meiner Zukunft offenbaren wolle. Da diese Alte aus meinem ganzen Aufzuge wohl merken möchte, daß ich in der That über keinen gut gespickten Geldbeutel verfügen konnte, so ergriff sie ohne Weiteres meine beiden Hände und nachdem sie die geheimnißvollen Linien derselben sorgfältig untersucht hatte, wurde mir das Glück zu Theil, folgenden Drakelspruch aus ihrem zahnlosen Munde zu vernehmen: Junger Mensch, du hast noch eine lange, lange Reise vor dir über Berge und Thäler, durch Wälder und Sümpfe, bis du eine Ruhestätte findest; aber alsdann wirst du Bekanntschaft machen mit einem jungen schönen Fräulein von vornehmer Geburt und sie wird sich sterblich in Dich verlieben und Du in sie, aber daraus wird Dir viel Verdrüß und Herzeleid erwachsen, denn einer Heirath mit ihr wird sich ihre ganze Verwandtschaft widersezzen, weil sie von hohem Adel ist und ihre Eltern niemals gestatten werden, daß sie einem Bürgerlichen die Hand gebe," und so fuhr die Sybille fort, den Vorhang, welcher mein künftiges Schicksal verdeckte, vor meinen Augen aufzurollen. Ich machte ein Schafsgesicht dazu und für den Augenblick wäre mir ein Stück Räbs und Brod zehnmal lieber gewesen, als die gebratenen Fasanen und Kapuinen, die sie mir in einer fernen Zukunft prophezeite. Indessen zahlte ich den versprochenen Dreier, beurlaubte mich bei meinen neuen Bekannten und setzte sodann meinen Weg durch den Wald fort, ohne daß mir ferner etwas von Bedeutung in demselben zugesstoßen wäre. Vielleicht war es mein Glück, daß man mir damals den Mangel an Gesicht und Kleidung ansehen konnte; denn, wie ich nachher erfuhr, waren diese Leute in der Waldhütte eine Zigeunerbande gewesen, von welcher man in dortiger Gegend mancherlei Raubgeschichten zu erzählen wußte.

Eine halbe Stunde vor Erfurt begegnete mir ein fatales Malheur; meine mürben Hosen, durch den fortgesetzten Marsch zu sehr angestrengt, fielen ganz aus einander und ich war in höchster Gefahr, auf einmal ein Sansculot zu werden. Das Mißgeschick und die Verlegenheit waren um so größer, weil ich weder Faden noch

Nadeln besaß, um die Beinlappen zusammen zu heften. Die Noth ist aber immer erfunderisch und ihre Erfindung half. Während ich in Betrachtung meiner gewaltigen Hosenrisse auf ein Mittel hin und her sass, fiel mir ein langes, halbdürres Gras in die Augen. Ich wand und knüpfte es so gut zusammen als ich konnte und zog dasselbe durch kleine Löchlein über die Risse zusammen, daß wenigstens meine Blöße bedeckt war. Freilich war diese Arbeit weder meisterhaft noch solid und ich mußte höchst sorgsam einherschreiten, damit der letzte Fall nicht ärger werde als der erste; allein ich kam denn doch ehrlich bedeckt fort. Sobald ich in Erfurt anlangte, verschaffte ich mir Nadel und Faden, um später mein Flickwerk auszubessern. Zum Glücke brach die Nacht heran und die Wirthsleute, bei denen ich einfahrt, bemerkten meinen heikeln Zustand nicht. Ich eilte wie gewöhnlich nach einem kargen Nachtessen in mein Schlaftämmlein, um das große Werk der Hosenrestauration einsam und allein vorzunehmen. Weil das blöde Tuch neben den Rissen den Stich nicht mehr hielt, mußte ich ein gesünderes Stück herschaffen. Ich schnitt zu diesem Zwecke einen Riemen aus dem Hosenbande und setzte ihn nöthigen Orts so meisterlich ein, daß ich nicht wußte, ob meine Hosen mir mehr Ehre machen oder ich ihnen. Tags darauf nahm ich mit Freuden wahr, daß meine Wirthsleute sehr leutselig und gesprächig wären. Der Gastgeber frug mich mit offenbarer Theilnahme, was für einen Beruf ich habe. Ich bin ein Lackirer, antwortete ich, und suche Arbeit. Ich wies ihm meine glänzenden Firnißmuster vor und er äußerte sein Wohlgefallen an denselben und gab mir Hoffnung, hier in Erfurt etwas zu verdienen, indem er mir eine Empfehlung an eine gewisse Frau Doktor aussetzte. Ich habe einen mit marmorartigem Papier tapezirten Saal, sagte sie; wenn meine Tapeten so glänzend werden, wie diese Muster, so bin ich geneigt, Ihnen diese Arbeit zu übergeben. Ich versprach ihr, dieses Zimmer eben so glänzend zu machen, wie meine Muster, nur gab ich ihr zu verstehen, daß diese Ausbesserung etwas hoch zu stehen käme, unter 30 Thalern könnte ich's nicht machen. Die Kosten scheue ich nicht, versetzte sie, wenn der Saal nur niedlich wird. Wir schlossen also einen billigen Akkord. Die Frau Doktor

übernahm die Verpflichtung, mir alle nöthigen Materialien zu dieser Reparatur herzuschaffen, jeden Tag mit 8 Groschen und dem Mittagessen mich zu honoriren und im Fall die Arbeit niedlich ausfalle, mir ein Trinkgeld zu geben. Logis und das Frühstück mußte ich auf meine Rechnung nehmen. Jetzt begann das wichtige Werk. Vor Allem tränkte ich die Tapeten mit Leimwasser, was aber sehr langsam vor sich ging, weil ich nur einen sehr kleinen Pinsel hatte. Ich begreife wirklich nicht, wie ich so dumm war, mit diesem Pinselchen so geduldig fortzuarbeiten; ob es mir oder der Frau Doktor gar nicht einfiel, zur Beschleunigung der Arbeit einen größern Pinsel anzuschaffen, da es deren ja in Erfurt genug gab, oder ob ich meinen Pinsel in der Absicht beibehielt und brauchte, um lange Arbeit zu haben, weiß ich nicht mehr, aber so viel ist gewiß, daß ich das Zimmer, an dem ich drei Wochen arbeitete, mit einem größeren Pinsel in acht Tagen würde fertig gemacht haben. Die Hauptsache war aber doch diese, daß meine Frau Doktor am Ende mit mir zufrieden war, daß sie mich noch mit einem Trinkgelde beehrte und mich freundlich einlud, sie bald wieder zu besuchen. Sprüchwörtlich wurde somit wahr: das Ende krönt das Werk. In Erfurt stand nun keine Arbeit mehr für mich in Aussicht, ich zahlte meine Zeche und es blieben mir von meinem Verdienste noch 2 Thaler übrig. Acht Tage vor Pfingsten 1791 reiste ich nach Weimar. Vor der Stadt setzte ich mich unter einen schattenreichen Baum und sinißte meine Reifstiefel so spiegelglänzend, daß sie Federmann auffallen mußten. Als ich in Wicke an das Stadthor kam, rief mir die Schildwache zu: He, guter Freund, zeigen Sie einmal, was haben Sie da für eine feine Wicke, daß sie so glänzt? Sie ist mein eigenes Kunstprodukt, sagte ich, und mein Arkanum, mit dem ich reise und Geschäfte mache. Kann man mit dieser Wicke auch Riemen und Patrontaschen poliren? frug mich ein Soldat. Warum nicht, entgegnete ich ihm. Kommen Sie mit mir in ein Wirthshaus, ich will Ihnen sogleich die Probe machen; Ihre Riemen und Patrontaschen müssen noch schöner glänzen als meine Stiefel da. Er folgte mir; ich machte ihm die Probe und er zahlte mir einen Groschen. Mit eitler Zufriedenheit ging der

Soldat zurück zu seinen Kameraden und zeigte diesen seine spiegelnde Patrontasche. Sie gefiel so sehr, daß auf der Stelle etwa zehn Militärs da waren und meine Wichtsdienste verlangten. Ein Jeder wollte der Erste sein und Alle waren so ungestüm, daß ich nicht wußte, wo anfangen. Der eine frug mich, ob diese Wichtse haltbar, der andere, ob sie unschädlich sei, wieder ein anderer, wie oft man sie machen müsse; kurz, sie überhäufsten mich so mit Fragen, daß ich eigentlich keine in der Ordnung beantworten konnte. Raum hatte ich mein Lackiren mit den Patrontaschen angefangen, als ein schnurbärtiger Wachtmeister mit erboster Miene zur Thüre eintrat und den Soldaten eröffnete, er habe vom Herrn Hauptmann den Befehl, daß sich keiner unterstehen solle, seine Patrontasche hier lackiren zu lassen: die Ordonnanz erfordere, daß alle Soldaten gleich montirt seien; es würde sonderbar aussehen, wenn die Einen glänzen würden, die Andern aber nicht. Dann wandte er sich zu mir und sagte unter drohender Betonung: Ich befehle ihm, daß er sich auf der Stelle aufmache und zur Stadt hinaus gehe! Ich glaubte, daß mir dieser Martialis nichts zu befehlen habe und setzte mich seinen Drohungen entgegen; er beharrte aber bei seinem wilden Ernst und schrie mit steigendem Affekte: Wenn er sich nicht sogleich fortpakt, werde ich ihm etwas anderes zeigen! Da ich ohnehin nicht Willens gewesen war, mich länger hier aufzuhalten, gab ich nach und wollte mich mit dem bewaffneten Grobian nicht länger balgen. Ich trat sogleich den Marsch nach Jena an und übernachtete in Naumburg, wo ich einen Flachmaler besuchte, der sehr schmerhaft an einer Bleitoxikose darnieder lag. Er ermahnte mich aus eigener Erfahrung gutmütig, ich möchte mich bei dieser Profession ja in Acht nehmen, denn sie wäre der Gesundheit leicht nachtheilig, weil man an den Farben und namentlich am Blei Giftstoffe einathme. Eine Lehre, die alle Beachtung verdient und die ich diesem leidenden Manne herzlich verdankte. Am folgenden Morgen schlug ich den Weg nach Weissenfels ein, wo ich einen gewissen Kürschnergesellen, den ich in St. Gallen als Freund gewonnen hatte, besuchen wollte. Seine Eltern sagten mir aber, daß er sich gegenwärtig an der Leipziger Messe aufhalte; weil ich entschlossen war, ihn dort auf-

zusuchen, so gaben sie mir an ihn eine Adresse. Ich traf ihn zwar in Leipzig, allein er fand keine Zeit, sich mit mir abzugeben oder mir auf irgend eine Weise behülflich zu sein; überhaupt zeigte sich mir keine Hoffnung, hier etwas zu verdienen; ich entschloß mich deshalb, weiter zu reisen und ging nach Ossach, Meißen und Dresden. Von hier nahm ich den Weg nach Breslau. Unterwegs war ich genöthigt, in einem Dorfe unweit Dresden zu übernachten und traf eine Herberge, die mehr einer Kloake glich, wo alle Bettler und Gauner sich versammeln, als einem Wirthshause. Als ich nach der Schlafkammer verlangte, führte man mich in eine große Stube, die mit Stroh angefüllt war, wo wenigstens zwei Dutzend Personen verschiedenen Alters und beiden Geschlechtes beisammen waren. Der Anblick auf diese Gesellschaft war aber sehr eckelhaft, denn es befand sich auch nicht ein einziger honneter Mensch darunter. Ich ließ mir diese Menagerie von ausruhenden Wesen vorzüglich deswegen gefallen, weil ich kein Geld mehr hatte und diese Herberge nur einen Dreier kostete. Am Morgen war ich aber froh, frühe aufzustehen und wieder freie Luft zu atmen, denn der Gestank, den das Gesindel über die Nacht in der Stube verbreitete, war unausstehlich. Um die Mittagszeit kam ich in Bischofswerda an, mußte aber alles Einkehren bleiben lassen, obwohl ich noch nüchtern war, weil ich keinen Rappen Geld mehr besaß. Bei einem Schreiner, dem ich mein Arkanum zeigte, erhielt ich einen halben Groschen, so daß ich denn endlich doch ein Seidlein Bier trinken konnte. Auf den Abend langte ich hungrig und müde in Bauzen an und erkundigte mich nach einem Flachmaler. Ein gewisser Sattlermeister Gerhart, ein sehr leutseliger Mann, wies mich an einen Herrn Keller, Maler. Beide äußerten eine herzliche Freude darüber, daß ich ein Schweizer wäre und Herr Keller lud mich ein, bei ihm zu bleiben, weil er so eben viel Arbeit habe. Er frug mich: Wo haben Sie die Malerei gelernt und können Sie auch staffiren? Mein Vater, erwiederte ich, war ein Maler und ich habe dieses Alles bei ihm gelernt. Nun gut, setzte er hinzu, so kommen Sie morgen zu mir zum Frühstück, dann wollen wir das Nähere mit einander besprechen; gerne würde ich Ihnen das Nachtkuartier bei uns anbieten,

da aber meine Frau das Bett heute nicht mehr ordnen kann, so gebe ich Ihnen hier 4 Groschen, womit Sie für einmal im Wirthshause übernachten können. Wie vom Himmel gefallen kam mir wieder einmal diese neue Anstellung und ich freute mich einerseits um so inniger darüber, weil die Malerei ja von Kindheit an mein einziges Lieblingsfach war, auf das ich mich zu verlegen wünschte; anderseits aber überfiel mich doch Furcht und Angst, weil ich mich bei Herrn Keller für einen Maler ausgegeben hatte und als Geselle eintreten wollte, da ich doch kaum etwas mehr verstand als das mechanische Farbenreiben und Flächen anstreichen. Besonders stechend wirbelte mir die Frage des Meisters in dem Gehirn herum: Ob ich auch staffiren könne? Staffiren, dieses Wort hatte ich in meinem Leben noch nie gehört. O könnte ich doch jemand fragen, was das wäre! Ich fürchte, es geht mir mit dem Staffiren bei Herrn Keller wie mit dem Vergolden bei Herrn Schnürlein! Doch frisch gewagt ist halb gewonnen! Wenn mich der neue Meister auch nur acht Tage behält, so kann ich doch wieder etwas lernen und habe indessen Rost und Obdach. Mit diesen Gedanken ging ich getrost wieder in's Wirthshaus und ließ mir Bier und etwas zu essen geben. Alles mundete mir gut, denn ich litt Hunger und Durst, weil ich von Dresden bis Bauzen nichts als ein Seidel Bier genossen hatte. Am Abend legte ich mich müde in's Stroh und schlief die ganze Nacht ruhig und sanft. Mit dem ersten Erwachen am Morgen erwachte auch die Bangigkeit in mir wieder; es wurrte etwas unruhig in meinem Innern, weil ich mir bewußt war, wenig oder nichts von Allem dem zu verstehen, was der neue Meister von mir forderte. Und was willst du machen, dachte ich, wenn er dir gerade anfangs befiehlt, du sollst staffieren? O, das verdammtte Staffiren! Wie ein Kandidat, der ohne hinlängliche Kenntnisse ein entscheidendes Examen zu bestehen hat, trat ich zitternd zu Herrn Keller. Er empfing mich freundlich, frug mich Verschiedenes über die Malerei und schien mit meinen Antworten nicht unzufrieden. Zum Glück sagte er nichts vom Staffiren, aber erklärte mir Vieles, was ich nicht wußte. Auch kam mir der Umstand zu gut, daß es gerade Pfingstsonntag war, an dem ich nicht arbeiten

durfte. Er erlaubte mir, den ganzen Tag spazieren zu gehen. Das erstmal betrat ich dann die Werkstätte am Pfingstmontage und hatte zwei Tage nach einander nur Farben zu reiben, was mir gut von Statten ging, obwohl es eine ermüdende Arbeit ist. Hierauf mußte ich auf einem Kirchhofe Grabsteine anstreichen. Auch dieses ging gut, nur die Inschriften, die zwar gravirt waren, gaben mir etwas mehr zu thun und Herr Keller wollte schon an meiner Kunst verzweifeln; doch brachte ich am Ende auch diese zu Stande und es ging immer besser. Der ganze Sommer verging mit Zimmeranstreichen, Frescomalen, Tapeziren, Kutschchen und Chaisen malen und mit Lackiren. In allen diesen Fächern war ich endlich ganz gewandt und der Meister hatte mich sehr gerne, denn ich war eifersüchtig darauf, der Erste und Letzte bei der Arbeit zu sein.

Im Spätherbst hören natürlich die wichtigen Arbeiten der Flachmaler auf, deswegen sagte Herr Keller um diese Zeit zu mir: Mein lieber Schweizer! ich habe noch nie den Winter hinüber einen Gehülfen bei mir gehalten, wollen Sie aber bei mir bleiben, so gebe ich Ihnen Tisch und Lohn wie im Sommer, nur ein geheiztes Zimmer kann ich Ihnen nicht geben. In meiner Bude mögen Sie dann arbeiten was Sie freut, malen und zeichnen was Sie wollen. Dieser ausnahmsweise und für mich schon deshalb ehrenvolle Antrag freute mich in der Seele und ich nahm ihn mit Dank an.

Der Winter zog mit aller Strenge auf die Bühne unsers Erdstriches und fand mich ganz wehrlos. Einmal hatte ich nur abgetragene Sommerkleider und dann ein kaltes Zimmer und eine unheizbare Werkstätte. Dennoch ließ ich mich bei aller steigenden Kälte nicht abschrecken; während des Tages zeichnete ich in der Bude, wenn mir das Wasser zufror, daß ich nicht mehr mit Wasserfarben malen konnte, oder dann arbeitete mit Oelfarben Landschäfchen oder historische Gegenstände aus. Wie hart es für mich war, am Morgen, wo Alles vor Kälte starnte, mich an eine Arbeit zu machen, die mit gar keinen Körperbewegungen verbunden ist, kann man sich denken, wenn man weiß, daß ich des Nachts unter einem Dache lag, wo der Schnee auf mein ärmliches Bett stöberte, wo meine Kleider, ja sogar das Hemd an meinem Leibe gefror. Meine Hände

waren aufgeschwollen wie Kissen und scharlachroth, meine Füße waren bereits so fühllos, daß ich bald glaubte, hölzerne Beine zu haben, und es ging mir wie jenem Dichter, der erst wieder erkannte, daß es Winter wäre, nachdem er das entzückende Gedicht vom Sommer fertig geschrieben hatte, weil ihm während des Dichtens die Nase an die Fensterscheibe gefroren war. Wie sehnlich seufzte ich nach dem künftigen Frühling! Tage und Stunden zählte ich, bis die starre Eisdecke vor der Märzsonne und den Frühlingslüsten schmolz und der milde Lenz erschien. Gottlob, sie kam auch wieder, diese langersehnte holde Zeit. Anfangs März schloß ich mit meinem Prinzipal Keller schon wieder den Allord für bevorstehenden Sommer, er erhöhte mir sogar jetzt den Wochenlohn; voriges Jahr gab er mir nur 16 Groschen, jetzt versprach er mir 20. Gut, dachte ich, so kann ich mir doch wieder einmal bessere Kleider und Wäsche verschaffen. Diesen Sommer verlebte ich wieder recht gut. Wir hatten viel Arbeit und ich hatte das Angenehme, daß ich öfters mit einem Handlanger, der mir unterthan war, zu den benachbarten Herrschaften abgeschickt wurde, um Zimmer zu tapazieren und Fresco malen. Im Spätjahr behielt mich Herr Keller wieder unter den gleichen Bedingungen wie letzten Winter, jedoch fiel dieser nicht so hart aus und ich hatte mich mit bessern Kleidern versehen, nur die Gefrörne an meinen Händen trat so sehr ein, daß diese so schwarz aussahen wie geräuchertes Fleisch, wobei ich heftige Schmerzen litt. Uebrigens hatte ich diesen Winter wieder zu meiner Ausbildung benutzt und Vieles gelernt. Beim eintretenden Frühling stieg Herr Keller nochmals mit meiner Gage und gab mir wöchentlich 30 Groschen. Auf den Sommer vertraute er mir sogar die Renovation der Windischen Kirche an und unterordnete mir zwei Gehülfen und zwei Handlanger. Jetzt durfte ich mir schon etwas einbilden, weil mir eine so wichtige Arbeit anvertraut und eine Art Oberkommando übergeben war. Die Arbeit an jener Kirche dauerte den ganzen Sommer und auf diese Weise zerfloss mir diese angenehme Zeit wie ein flüchtiger Augenblick.

Ende Sommers im Jahr 1793 besuchten mich unerwartet zwei meiner Verwandten, ebenfalls Maler und Vergolder, und dieser

Zufall gab meinem Leben eine ganz andere Wendung. Sie waren ebenfalls mit dem Firnißarkanum gereist, aber glücklicher als ich. Sie rieten mir heimzugehen und dort die Flachmalerei auf meine Rechnung zu betreiben, weil ich meine Sache so besser machen würde. Bei dieser Unterredung erwachte in mir das Heimweh und der wirkliche Glaube, ich könnte nun mein Fortkommen bei Hause besser sichern. Das alte Lied fiel mir lebhaft ein, in welchem es heißt: „Es ist schön in fremdem Lande, doch zur Heimat wird es nie.“ Ich beschloß also, nächstkünftigen Frühling Abschied von Herrn Keller zu nehmen und nach der Schweiz zu reisen. Indessen mußte mein Prinzipal von meinem Entschluß etwas gehört haben. Er fand sich mit Recht um so mehr beleidigt, als er mich schon zwei Winter uneigennützig bei sich behielt; dies wollte er nicht mehr, wenn ich doch nächsten Frühling aus seinem Dienste treten wollte. Wirklich hatte ich diese Güte zu wenig berücksichtigt. Drei Wochen vor Weihnachten, wo keine Arbeiten mehr vorlagen, gab mir Herr Keller den Abschied. Natürlich war ich etwas verblüfft, denn diese Jahreszeit ist nicht einladend zu Fußreisen; ich fand aber die Aufklärung begründet und konnte mich nicht beschweren.

Meine Selbständigkeit als Kunstmaler.

Nie handelte ich mit weniger Aussicht für die Zukunft und eigentlich unberechneter und blinder, als in jenem Augenblicke, wo ich von meinem theuern Prinzipal Keller in Bauzen Abschied nahm, und doch führte mich diese scheinbar unkluge Handlung zur Selbständigkeit, die ich seither mehr oder weniger immer behauptete, wenn sie auch keine glänzende und dominirende war.

Bierzehn Tage vor Weihnachten im Jahr 1793 trat ich meine Reise nach der Schweiz an. Die Winterkälte war groß und der tiefe Schnee hatte die schönsten Straßen unwegsam gemacht; dennoch legte ich Tag für Tag acht Stunden Wegs zu Fuß zurück und brauchte täglich nicht mehr als 6 Groschen. In Nürnberg hielt ich einen Rasttag, weil mein Gastgeber so freundlich war, mir alle

Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu zeigen. Tags darauf setzte ich meine Reise fort, traf am Weihnachtsfeste in Memmingen ein und blieb bis nach den damaligen Feiertagen dort; von da nahm ich den Weg nach Lindau, bestieg ein Schiff über den Bodensee nach Rorschach und eilte ohne mich da aufzuhalten, nach meinem Vaterorte Erlen. Mein spätes Erscheinen in der Nacht überraschte die Meinigen um so mehr, als sie mich gar nicht erwarteten. Ihre Freude war sehr groß, und ich fand sie alle wieder gesund und wohl.

Nachdem ich mich einige Tage bei den lieben Meinigen, bei meinen Nachbarn, Bekannten und Freunden in freudigem Genusse des Wiedersehens erholt hatte, richtete ich meinen Gedanken auf einen Erwerb. Begreiflicher Weise konnte ich diesen mit meinem Fache in dem Dorfe Erlen nicht finden. Jetzt sannen wir hin und her, was hier anzufangen wäre. Ein Verwandter, der mit dem berühmten Pfarrer Lavater in Zürich bekannt war, hatte die Güte, an diesen zu schreiben, es wäre in Erlen ein Maler angekommen, der nichts so sehnlich als Arbeit verlange. Gleich nach ein paar Tagen kam ein großes Paket unter meiner Adresse; es enthielt einen Haufen Gemälde, die ich alle kopieren sollte. Wahrschlich eine schwere Aufgabe für einen bloßen Flachmaler, der nur durch eigene Anstrengung, ohne schulgerechte Anleitung höchstens etwas zeichnen gelernt hatte. Diese Arbeit verursachte mir Angst und Schweiß und dies um so mehr, weil ich Lavater schon früher als einen heiklen und schwer zu befriedigenden Mann kennen gelernt hatte. Dennoch mußte etwas unternommen werden, um etwas zu verdienen. Ich bearbeitete die Kopien so gut ich konnte und ging, als ich damit fertig war, selbst nach Zürich, um sie dem Herrn Lavater zu überbringen. Er schnitt ein langes Gesicht, als er meine Arbeiten betrachtete, und zeigte sich gar nicht zufrieden mit denselben. Wenn Sie ferner Arbeit von mir wollen, sagte er mit ernster Miene, so müssen Sie in Zürich bei mir arbeiten. Das war gerade, was ich aus Lernbegierde wünschte. Ich eilte freudig nach Hause, holte meine Effekten und begab mich wieder nach Zürich, wo ich mein Logis beim Hirschen bestellte. Anfangs Hornung im

Jahr 1794 trat ich also bei Herrn Lavater in Arbeit. Von Morgens früh bis Albends spät mußte ich in seiner Wohnung aushalten; er gab mir seine fromme Lieblingsäache, Christus- und Apostelköpfe zu kopiren, und die regel- und kunstmäßige Unleitung dazu. Erst jetzt merkte ich, was mir bisher abging, und ich lernte jede Stunde etwas Neues und bekam gute Begriffe vom Portraitiren. Die Bezahlung war zwar gering, doch sicherte sie mir Tisch und Logis, mehr durfte ich nicht erwarten. Nach Verfluß von ungefähr fünf Monaten schrieb mir mein Vater, daß bei einem Herrn Stadler in Flawyl Zimmer zu malen und färnissen wären, wobei eine gute Bezahlung in Aussicht stände, ich würde den ganzen Sommer da Arbeit genug haben. Herr Lavater, dem ich die Anzeige hie von machte, erlaubte mir auszutreten, indem er mir jeden Vortheil herzlich gönnte; auf den Herbst, sagte er, wenn Sie keine Arbeit mehr haben, dürfen Sie wieder zu mir kommen. Im Juni fing ich die Arbeit bei Herrn Stadler in Flawyl an und setzte sie bis zu Ende unmittelbar fort. Als ich hiemit fertig war, machte ich den Versuch mit Portraits. Zuerst entwarf ich nur Umrisse von Köpfen und Profilen. Sie glückten mir und waren kennbar. Das erste Portrait, das ich entwarf, war dasjenige von dem obgenannten Stadler; weil es ihm gefiel, mußte ich auch seine Kinder abzeichnen und malen; auch ein Herr Egli von Obergätt begehrte von mir sein Bild. Schon drang der Ruf von meiner Kunst bis nach Hauptweil, wo ich sehr viel zu thun bekam. Auf den Herbst begab ich mich nach Schaffhausen und fand den ganzen Winter hindurch viel Arbeit, machte aber keinen bedeutenden Vorschlag, indem die Zeche im Gasthause meinen Verdienst nahezu aufzehrte, ohne daß ich deswegen schwelgte. Im Frühjahr ging ich nach Winterthur, Zürich und wieder nach Schaffhausen. An diese drei Orte zog ich bis 1798 wechselweise wie ein Nomade oder orientalischer Patriarch. Nun brach die französische Revolution aus und ergoß sich wie eine Sündfluth über die ganze Schweiz. Die Franzosen setzten Alles in Furcht und Schrecken; die guten Leute fürchteten, ihre Köpfe unter dem Schwert oder der Guillotine zu verlieren und zeigten keine Lust mehr, sich malen zu lassen. Vom März bis August zog ich mich

darum in meinen Heimatort Erlen zurück und arbeitete für mich. Dann begann ich wieder den Wechselzug mit Schaffhausen, Winterthur und Zürich. Im Oktober, als die helvetische Regierung sich in Luzern niedersieß, begab ich mich auch dorthin, um allenfalls Notabilitäten zu malen; ich fand wirklich für die ganze Winterszeit Arbeit genug. Was mich jetzt mehr als je empfahl, das war die Miniaturmalerei auf Elfenbein, die mir nach Wunsch gelang und die Federmann ansprach.

Im April 1799 zogen die Österreicher gegen die Franzosen in die Schweiz und Anfangs Mai wurde die helvetische Regierung nach Bern versetzt. Dies bewog mich ebenfalls nach Bern zu ziehen, wo ich dann viele Militär- und Magistratspersonen zu malen bekam. Im zweiten Jahre fand ich da schon viel weniger und im dritten Jahre so wenig Arbeit, daß ich mich entschloß, Bern zu verlassen und nach Hause zu reisen. Hier fand ich in der heimatlichen Umgegend für den ganzen Sommer wieder Arbeit genug; den Winter hindurch blieb ich in St. Gallen, von da begab ich mich im Lente nach Winterthur und Zürich. Auf den Winter 1804 zog ich wieder nach Schaffhausen, von wo aus ich oft in das jenseits des Rheins ganz nahe gelegene Dorf Feuerthalen kam. Eine schöne, offene, mit Holzblöcken besetzte Brücke führt hinüber. Für mich hatte der Ort bald eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Die Anziehungs Kraft für mein zur Liebe gereiftes Herz lag in einer gewissen Jungfer B. Es war ein schönes, gebildetes und liebenswürdiges Kind und sie gewann mein ganzes Herz. Im Jahr 1805 bat ich um ihre Hand; ihre Eltern gingen das Versprechen ein, aber erlaubten der Tochter noch nicht die wirkliche Verbindung; unsere Tochter muß noch einige Jahre zuwarten, bis sie heirathen darf, sagten die Eltern. Ich mußte also, so sehr sich mein Herz dagegen sträubte, mit einfachem Eheversprechen für eine lange Zukunft mich begnügen und dem quälenden Amor die Freude gönnen, mich Tag und Nacht zu beunruhigen. Wer schon geliebt hat, dem habe ich nicht nöthig, das Angenehm-Bittere und das Bitter-Angenehme der duldenden Liebe zu beschreiben, jeder Liebende fühlt mit mir; aber dem, den Amors Pfeil noch nicht getroffen, dem rufe

ich warnend zu: Hüte dich vor dem trügerischen Liebesgottes! Im Frühling 1806 trennten mich meine Geschäfte von meiner Geliebten, ich ging auf eine kurze Zeit nach Zürich. Im Mai bekam ich von Herrn Hauptmann Fankhauser in Burgdorf einen Ruf und hatte dort sehr viele Arbeiten. Diese Annäherung führte mich wieder nach Bern, wo ich durch den ganzen Winter Portraits machte; auf das Frühjahr 1807 wurde ich nach Biis verlangt, wo ich mich bis den folgenden Sommer aufhielt und dann über das Leukerbad abermals nach Bern ging. Überall wo ich hinging, begleitete mich die Liebe zu meiner Jungfer B., und in der ersten Zeit schrieb sie mir auch fleißig liebe Briefchen, die ich nicht unbeantwortet ließ. Nach und nach aber wurden ihre Mittheilungen seltener, die Briefe selbst kälter, oft pikant und zweideutig, so daß ich auf eine andere eingegangene Bekanntschaft von Seite der Jungfer B. schließen mußte. Mit einem Worte, ich las in ihrem ganzen Benehmen das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Auch schrieb mir von Zeit zu Zeit Vieles über ihr Verhalten ein Freund von Schaffhausen her, was nicht geeignet war, die Liebe und Achtung zu derselben in mir zu unterhalten. Auch ich ward also gegen sie immer kälter und am Ende ganz gleichgültig. Dies konnte ihr nicht unbemerkt bleiben; darum schickte sie mir im Jahr 1812 den Abschiedsbrief und alle Liebesgeschenke von mir zurück; ich vernahm sogleich, daß sie einen Andern heirathen mußte. So wurde unsere Liebschaft zu Grabe getragen. Nichts blieb von derselben in meinem Herzen zurück, als das Denkmal der Täuschung und Vergänglichkeit. Nie traute ich mehr dem flüchtigen Amor und er blieb auch ferne von mir und wird es gewiß nicht mehr der Mühe werth halten, mich an seinen Sohn, den Gott Hymen, zu verkaufen, da ich nun ein greiser Jüngling, gekrönt mit Silberhaaren, bin. Unterdessen hielt ich mich meistens in Bern, hie und da auch in Lausanne und Morsee auf. Im Jahr 1816 wurde ich von der Fürstin von Fürstenberg, die im Schloß Eppishausen bei meiner Heimat Erlen ihren Sitz hatte, eingeladen, ihr Portrait zu malen. Diese ehrenvolle Einladung freute mich und ich lief so schnell wie ein Hirsch nach Hause. Den 13. Oktober war ich in

Erلن und eilte dem Schloß Eppishausen zu. Der Baron von Laßberg, der eben da war, sagte mir aber, als ich nach der hohen Fürstin mich erkundigte, daß Ihre hohe Durchlaucht wirklich auf dem Heiligenberg wohne, er wolle sie aber über meine Anwesenheit benachrichtigen. Mittlerweile fand ich in der Umgegend meiner Heimat Beschäftigung. Nach Verfluß von einigen Tagen erhielt ich durch den genannten Baron von der Fürstin die Einladung auf den Heiligenberg. Eine große Freude, die aber durch eine gewisse Furcht und Scheu gemäßigt wurde, belebte mich bei dem Gedanken, eine erhabene Fürstin zu malen. Den 9. November unternahm ich die Reise zu Thro Durchlaucht und mein Bruder Johannes begleitete mich bis Konstanz und Stad. Von da bestieg ich ein Schiff über den Bodensee nach Meersburg, wo ich im Gasthof zum Bären das Mittagsmahl nahm. Unmittelbar hierauf reiste ich nach dem Heiligenberg und langte Abends 6 Uhr ziemlich müde an. Ein Bedienter führte mich sogleich zu Baron von Laßberg. Dieser empfing mich sehr freundlich und flößte mir dadurch Muth zum bevorstehenden Unternehmen ein, daß er mir auf zuvorkommende Weise sagte: Sie werden das Bild der edeln Fürstin zweimal und dann jenes von dem kleinen Prinzen von Hohenlohe malen müssen. Nun wurden Anstalten zu meinem einstweiligen Aufenthalte getroffen. Man wies mir ein herrlich möblirtes und warmes Zimmer an und bediente mich fürstlich. Tags darauf rief mich die Fürstin zu sich und geruhte in graziösem aber bescheidenem Anzuge sich zu sezen. Sie war kein Ideal von Schönheit, aber ein Typus von Milde und Güte. In der Zwischenzeit, wo sie mir nicht saß, malte ich an dem Portrait des kleinen Prinzen von Hohenlohe. Ich war mit diesen beiden Arbeiten sehr glücklich, denn als die Portraits ausgemalt waren, fand man sie so gut und richtig getroffen, daß man mir den Auftrag gab, ohne die mindeste Veränderung von der Fürstin noch zwei und von dem Prinzen noch eine Kopie zu malen. Die Ausarbeitung von diesen fünf Gemälden dauerte ungefähr bis zum neuen Jahre. Um diese, also gerade zur erwünschten Zeit kehrte auch der Fürst von Fürstenberg zurück und verlangte auch sein Bild gedoppelt. Bis Ende Januar war ich hier mit

meiner Arbeit fertig und sah mit befkommenem Herzen dem Ende meiner kurzen Glückseligkeit entgegen. Die ganze Tagesordnung war mir äußerst angenehm und die ordentliche Lebensweise sagte mir sehr zu. Das Wohnen, Arbeiten und Schlafen in einem warmen Zimmer schmeckte mir königlich. Jeden Morgen um acht Uhr brachte ein Lakai den herrlich duftenden Kaffee mit Zucker und schneeweissen Brödchen auf mein Zimmer; hierauf arbeitete ich bis Nachmittags drei Uhr; alsdann wurde ich zur Tafel gerufen, die gewöhnlich unter abwechselnden Speisen und Gesprächen bis vier Uhr dauerte. Den ganzen Nachmittag brachte ich in der geistreichen Gesellschaft des Herrn Herzogsraths (Sekretärs) zu. Nach dem Nachessen konnte ich beliebig mich zur Ruhe begeben. Das war meine einstweilige Tagesordnung, bei der ich lebenslänglich geblieben wäre, wenn ich meine Wünsche zu verwirklichen vermocht hätte. Da hieß es aber auch: Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Am 15. Januar nahm ich mit Wehmuth von der gnädigen Fürstin und dem Herrn Baron von Laßberg Abschied. Weil die Witterung äußerst stürmisich und winterlich rauh war, ließ mich die Herrschaft wohlbehalten in einer Chaise bis Aldingen führen, von da fuhr ich zu Schiffe nach der Insel Mainau und begab mich über Konstanz nach Hause.

Meine Reise nach Stuttgart.

Nachdem ich einige Wochen bei meinen Lieben zu Hause gewesen, bewies der edle Baron von Laßberg seine hohe Achtung und Liebe mir dadurch, daß er mich unerwartet mit einem Schreiben beeindruckte, worin er mich freundlich mahnte, auf die Zeit, wo die Landstände versammelt wären, nach Stuttgart zu gehen, wo ich gewiß Arbeit finde und mein Glück mache. Kommen Sie, geruhte er gütigst beizufügen, über Heiligenberg und wir werden Sie mit den besten Empfehlungen ausstatten. Unbeschreiblich angenehm war mir diese ehrenvolle Einladung, die mir so schöne Aussichten öffnete, als Künstler bekannt zu werden und mir meine Existenz zu sichern.

Den 10. März Morgens sechs Uhr nahm ich den Weg nach Konstanz in der Absicht, wieder über den See nach Meersburg zu schiffen, allein der See war so stürmisch, daß kein Schiffmann sich zu fahren getraute; der dortige Wirth beim Schwanen gab mir den Rath, nach der Insel Mainau zu gehen, wo ich dann Fischer genug fände, die mich nach Aldingen hinüber stoßen; bis zur Insel aber nahm ich ein Fuhrwerk; von Konstanz begleitete mich noch mein Bruder Johannes; er trug mir ein schweres Felleisen über die Brücke zur Insel und sagte mir das Lebewohl am Gestade der romantischen Insel. Mit einem Schiffe, das von Überlingen kam und gerade retour machte, konnte ich für 4 Gulden bis Maurach fahren, obwohl die groben Schiffslute anfangs 2 Thaler verlangten. Fürchterlich war fortwährend der Sturm; die himmelanwogenden Wellen drohten alle Augenblicke das Schiff zu verschlingen und unter Furcht und Beben verzweifelte ich an meinem Leben. Endlich nach krampfhaftem Ringen und heißen Kämpfen der nervigen Rüderer und unter Seufzen und Jammern landeten wir um 2 Uhr Abends bei Maurach. Hier verlangte ich ein Gefährt, man hatte aber keins, ich mußte zu Fuß gehen und mit einem Führer vorlieb nehmen, der mir mein Felleisen nachtrug. In Salmanschweil nahmen wir eine Erquickung und kamen Nachts bei Heiligenberg an, wo ich meinem Träger 2 Gulden bezahlte. Natürlich getraute ich mir um diese Zeit nicht mehr zu der hohen Herrschaft zu gehen, sondern wollte in einem Wirthshause übernachten; sobald aber der Herr Herzograth eine Spur von meiner Anwesenheit hatte, nahm er mich mit sich zum Nachtessen. Am folgenden Morgen übermachte die Fürstin mir eine Rekommandation an die Fürstin von Hohenlohe, Herr von Laßberg an Hofrath Danneker, Gerber und an den Finanzrath Müller in Stuttgart. Gleich Nachmittags fuhr ich mit Expresspost nach Stockach und Tuttlingen ab, wo ich wegen einer fatalen Mißleitung erst in der Nacht um 1 Uhr anlangte. Hier sagte man mir, daß die Diligence, mit der ich zu fahren habe, noch nicht angekommen wäre, deshalb möge ich mich unterdessen noch ein wenig zur Ruhe begeben. Raum lag ich aber auf ein Sopha hingestreckt, als mir der Hausknecht zurief: Kommen Sie, die Diligence ist da.

Die Glocke schlug drei Uhr; es wurde noch ein Kaffee genommen und die Postleute und Passagiere trafen an einem Tische zusammen. Wie verwundert und freudig überrascht war ich, als ich an dem Postdirektor Bader meinen Freund erkannte, der früher in Bern zwei Jahre mein Tischgenosse war! Wir verkürzten uns mit Fragen und Plaudern die nächtliche Stunde bis zur Abfahrt, die Schlag vier Uhr erfolgte. Um die Mittagszeit erreichten wir Balingen, wo man ein karges Mahl einnahm, Abends Hechingen, in der Nacht um zwei Uhr Tübingen, wo man wieder einen Kaffee schlürfte; um drei Uhr hieß es „eingesessen“ und gegen Mittag war ich am Orte meiner Bestimmung, in Stuttgart. Man wies mich zum Gasthof beim Waldhorn. Nach dem Mittageessen ging ich ein wenig in der Stadt herum. Da ich zwei Nächte fast nie geschlafen hatte, so legte ich mich Abends um sechs Uhr zu Bett und schlief einen langen, sanften Schlaf. Den andern Tag begab ich mich zur Fürstin von Hohenlohe, um ihr mit meinem Empfehlungsschreiben meine Aufwartung zu machen. Sie erklärte sich geradezu bereit für mein Unternehmen und ließ mir sogar die freie Wahl, damit zu beginnen wann ich wolle; noch am gleichen Tage begann ich mit dem Portrait und arbeitete unermüdet, bis es fertig und gelungen war. Ich erhielt den unbedingten Beifall der Fürstin und selbst dem Bischof von Ellwangen gefiel das Gemälde so gut, daß er sich auf der Stelle entschloß, sein Bild von mir malen zu lassen. Meine Arbeit, die einer dem Andern herumbot, drang immer höher hinauf. Nach Verflüß von etlichen Tagen ließ mich die Herzogin Ludwig zu sich kommen und gab mir den Auftrag, ihr Portrait zu malen. Obwohl sie noch an demselben Tage, wo ich zu ihr kam, eine Reise unternahm, mußte ich doch sogleich ihr Portrait beginnen. Ich verreiste zwar nach Kirchheim, aber in vierzehn Tagen kehre ich wieder zurück, sagte sie mir, als sie das erste Mal zu sitzen geruhte. Unterdessen hatte ich mir in der langen Straße ein Logis gemietet, wo ich fast eine Viertelstunde von der Stadtmitte entfernt war. Das Tischort, welches ich in einer Speisewirtschaft hatte, kam sehr hoch zu stehen, obwohl es karg und schlecht war. Aber kein Wunder! Es war in dem denkwürdigen Hungerjahr von 1817. Anderseits

aber schien mich hier die Sonne des Glücks anlächeln zu wollen. Am 19. April kam ein Hoflakai mit dem Auftrage zu mir, daß ich morgen um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr zu Thro königlicher Majestät kommen solle. Vor dieser Höhe schwindelte mir jetzt doch ein wenig. Was mußte ich als ein schlichter Schweizer, der damals keine höhere Würde als die eines Schultheißen oder Landammanns kannte, von einem Könige für eine Idee haben? Schon jetzt zitterten die Worte, welche ich mit Thro Majestät sprechen wollte, auf meiner Zunge. Mit einer hangen Schüchternheit erschien ich pünktlich zur bestimmten Stunde im königlichen Schloße. Bei der ersten Pforte frug mich die Wache: Zu wem wollen Sie? Zu Thro königlicher Majestät, war meine Antwort. Man wies mich in ein Vorzimmer, wo etwa sechs Hoflakaien im Dienste standen. Hier wiederholte man die nämliche Frage an mich und ich gab die nämliche Antwort. Ohne Bittschrift, verseztet mir diese, ist es nicht möglich, vor den König zu kommen. Haben Sie eine solche, so müssen Sie uns dieselbe hier abgeben. Diese Forderung kam mir etwas sonderbar vor, ich äußerte mein Befremden und sagte in schlichter Schweizereinfalt: Der König selbst hat mich um diese Zeit zu sich hieher rufen lassen. Auf diese Neußerung wurden die Knappen ein wenig artiger und zeigten mir unter höflichem Benehmen ein Zimmer, wo ich einzutreten hatte. Ich glaubte nun in das königliche Gemach zu kommen, allein es befanden sich da nur einige Generale und Stabslute. Erst von da aus wurde ein Kammerdiener unmittelbar zum König geschickt, damit er mich melde. Schnell kehrte dieser wieder zurück und bat mich mit höflichem Anstande, ich möchte nur einige Augenblicke Geduld haben, dann könne ich vortreten. Etwa nach einer Viertelstunde kam ein anderer Kammerdiener, um mich Thro Majestät vorzuführen, er begleitete mich in ein kleines Kabinett, wo hin fast im gleichen Augenblicke auch der König kam. Sein ganzes Neußeres war anspruchslos, sein Benehmen zwar gravitätisch freundlich, aber nicht im Mindesten abschreckend oder einschüchternd. Mit zuvorkommender Freundlichkeit redete er mich an und frug: Sind Sie der Miniaturmaler? Thro Majestät zu dienen, stotterte ich, und jetzt verschwand alle Furcht aus der Brust, weil ich sah, daß

der König auch ein Mensch sei. Jetzt zog er eine Medaille hervor, auf der ein Portrait war, und sagte: Mein Portrait sollte von dieser Form und Größe werden. Wann werden Thro Majestät zu sitzen geruhen? frug ich ungenirt. Morgen um diese Zeit, erklärte er mir; ich machte meine Verbeugungen und trat wieder ab. Tags darauf begab ich mich zur bestimmten Stunde wieder auf das königliche Schloß, wurde jetzt aber durch alle Instanzen der königlichen Wachen frei in das Kabinet gelassen. Der König ließ mir sagen, ich möchte mir vor Allem ein lichtvolles Zimmer wählen, welches geeignet wäre für das Portraitmalen. Ich fand kein geeigneteres als das königliche Schlafgemach. Heute saß mir der König zum ersten Mal; ich legte den Grund und Umriss zum Portrait und ließ ihn alle Tage eine Viertelstunde sitzen, bis die Arbeit vollendet war. Nach der Ausfertigung nahm er es mit sprechender Zufriedenheit aus meiner Hand und ließ mir 6 Louisd'or auszahlen. Mehr als so viel achtete ich die Ehre, welche durch diese Arbeit meiner Kunst zu Theil ward.

Immer mehr drang mein Ruf zu den erhabenen Schönen am Hofe und jene Damen, welche ihre Schönheit der Nachwelt verewigen wollten, vertrauten ihr entzückendes Bild meinem begeisterten Pinsel an. So nahte sich mir eines Tages ein adeliges Frauenzimmer vom Hofe, Fräulein von Bauer, und verlangte ihr schönes Bild. Nach der ersten Sitzung, die ich mit ihr zur Malerei pflegte, führte sie mich zu Herrn Hofrath Danneker, in dessen Zimmer sich mehrere Kunstwerke vorfanden, die der Graf Rostopcschin von Paris mit sich gebracht hatte. Es war der nämliche Gouverneur, der dem Napoleon gegenüber Moskau anzünden ließ. Es freute mich, diesen berühmten Mann kennen zu lernen. Bei diesem Anlasse machte ich auch Bekanntschaft mit mehreren Generälen und Grafen, die meine Kunst lange Zeit in Anspruch nahmen und mir sehr viel zu verdienen gaben. Anfangs Mai hatte die Ehre, der Prinzessin von Hohenlohe und dem Fräulein von Hittland jeden Morgen eine Stunde Unterricht in der Miniaturmalerei zu geben; jedesmal nachher ward mir das Vergnügen zu Theil, mit ihnen zu frühstücken. Man wird mir glauben, wenn ich versichere, daß mir beides viel

Vergnügen machte. Unterdessen hatte ich zur Nebenzeit das Portrait von der Herzogin Ludwig ausgearbeitet, fünf Mal kopirt, zwei Prinzessinnen und den Prinzen Alexander, also zusammen neun Portraits gemalt. Noch hatte ich den Auftrag, zur Herzogin nach Cannstatt zu gehen, um mit einigen Sitzungen das Bild einer Prinzessin zu vollenden. Ich machte mich auf nach Cannstatt und erkundigte mich nach dem Aufenthalte der Herzogin. So eben stand vor ihrer Wohnung ein Wagen mit Pferden bespannt; ein Bedienter sagte mir: Sie können heute nicht mit der Herzogin sprechen, weil sie diesen Augenblick in dem Wagen da mit der Prinzessin von Kirchheim abreist, weil der Herzog krank ist und wahrscheinlich nicht mehr lange lebt. Diese Ankündigung erschreckte mich sehr, denn ich hatte nichts mehr zu thun als das Portrait von der Fürstin von Oehringen und dem Prinzen Adam auszuarbeiten, somit sah ich voraus, daß ich dann ohne Arbeit auf die Zahlung von den neun Gemälden und auf die Ausarbeitung des Portraits von der Prinzessin warten müssen. Auch kam noch der Umstand hinzu, daß der Fürst von Hohenlohe, der sich meiner so sehr annahm und mich am ganzen Hofe empfehlen wollte, beim König in Ungnade fiel und weggewiesen wurde. An diesem edeln Fürsten verlor ich eine gute Stütze. Schon fand ich keine Beschäftigung mehr. Was sollte ich jetzt anfangen? Auf die Zahlung der neun Portraits warten? Das war mir zu kostspielig und wer weiß, wie lange ich auf die Rückkehr der Prinzessin und Herzogin warten müßte. Soll ich zu ihnen nach Kirchheim gehen? Das wird mir nichts helfen, denn sie werden mit dem sterbenden Herzog beschäftigt sein und mir keine Audienz geben. Soll ich ohne Zahlung fort? Aber dann kriege ich nachher schwerlich etwas. Wäre vielleicht nicht das Beste, ich würde mich schriftlich an die Herzogin wenden? Ich entschloß mich zu Letzterm und sandte an sie folgende Adresse:

Zhro Königliche Hoheit!

haben mir, nachdem ich die Gnade genossen, Hochderselben Portrait zu ververtigen, den schmeichelhaften Auftrag zu geben geruht, Hochdieselbe beide Töchter Prinzessinnen zu malen. Beide Portraits sind angefangen, sie können aber ohne mehrere Sitzungen nicht voll-

endet werden. Da ich nur noch kurze Zeit hier zu verweilen habe, so nehme ich die Freiheit, hiemit unterthänigst anzufragen, ob ich hoffen dürfe, die beiden Prinzessinnen bald wieder hier zu sehen, oder ob Thro königliche Hoheit befehlen, daß ich nach Kirchheim komme, um die Portraits dort zu vollenden? Geruhet Thro königliche Hoheit den Ausdruck des tiefsten unterthänigsten Respekts zu genehmigen, womit ich die Gnade habe mich zu nennen:

Thro königl. Hoheit unterthänigster Diener

Brunschweiler.

Stuttgart den 24. August 1817.

Nach Absendung dieses Briefes harrte ich mit Sehnsucht auf eine Antwort. Vierzehn Tage vergingen, aber es folgte kein Laut. Meine Ungeduld drängte mir folgendes zweites Schreiben ab:

Thro königliche Hoheit!

Da es Thro königlicher Hoheit nicht gefällig war, mich auf das Schreiben vom 24. August zu beehren und ich daher vermuthen muß, daß die Umstände in diesem Augenblicke weder die Reise der durchlauchtigsten Prinzessinnen Töchter nach hier, noch die Beendigung der angefangenen Portraits durch mich in Kirchheim gestatten, so werde ich meinen hiesigen Aufenthalt nun möglichst abkürzen und wage es deshalb, um gnädigst gefällige Berichtigung der neun fertigten Portraits unterthänigst zu bitten, der ich die Gnade habe, mit tiefer Ehrfurcht mich zu nennen:

Thro königlicher Hoheit unterthänigster Diener

Brunschweiler.

Stuttgart den 5. September 1817.

P. S. Das Portrait von der durchlauchten Prinzessin Marie habe nun vollendet, das zweite ist noch zu wenig vorgerückt, um etwas Mehreres daran zu arbeiten.

Es vergingen abermals vierzehn Tage, ohne daß eine Antwort oder Zahlung erfolgte. Ich wandte mich an Prinz Adam, den Stieffsohn von der Herzogin, welchem ich in Ludwigshafen sein Portrait gemalt hatte. Er war damals gerade bei seinem franken Vater Herzog Ludwig auf Besuch in Kirchheim. Ich richtete an ihn folgende Adresse:

Ihro Durchlaucht Prinz Adam von Württemberg!

Da ich den 24. August und 5. Herbstmonat an J. K. H. Frau Herzogin geschrieben und Hochderselben gleichzeitig ein Portrait übermacht, aber weder Antwort noch Empfangsanzeige erhalten habe, so nehme die Freiheit, mich an Ihro Durchlaucht zu wenden, mit der Bitte, daß Ihro Durchlaucht mir die Gnade erweisen, Ihro königlicher Hoheit zu melden, daß es mir erwünscht sein müsse, mich für die fertigten Portraits zu erkennen, damit ich nicht länger von meiner Abreise zurückgehalten werde, der ich die Gnade habe, mit tiefster Ehrfurcht mich zu nennen:

Ihro Durchlaucht unterthänigster Diener

Brunschweiler.

Stuttgart, 19. September 1817.

Dieses Schreiben bewirkte einstweilen so viel, daß ich die Nachricht erhielt: Da die Bestürzung des wirklich gestorbenen Herzoges wegen bei Ihro königlicher Hoheit Herzogin zu groß sei, so ersuche man mich, noch einige Tage Geduld zu haben. Endlich nach Verflug von vierzehn Tagen erfolgte für die neun Portraits das Honorar von 27 Louisd'or.

So gerne ich jetzt abgereist wäre, hieß mich die vorgerückte Winterszeit, die ungemein rauh zu werden begann, und die Kürze der grauen Tage zurück und ich entschloß mich, bis nach dem Neujahr in Stuttgart zu bleiben, obgleich der Lebensunterhalt sehr theuer und für mich fast nichts mehr zu verdienen war. Bei den vielen leeren Stunden, die ich nun leider hier hatte, erinnerte ich mich des Fürsten Salm von Ravensburg, der mir schon früher sagte, er werde, sobald ich in seine Nähe komme, seine Gemahlin und zwei Prinzen malen lassen. Ich richtete also nach dem Neujahr ein Schreiben an Hochderselben, worin ich ihm die Anzeige machte, daß ich nächster Tage von hier über Ravensburg nach der Schweiz abreisen werde und bei diesem Anlafe zu seinen Diensten mich anerbiete. Den 6. Januar 1818 verließ ich nun Stuttgart mit der Post, die Mittags in Neckerdolsingen, Abends in Aurach hieß. Folgenden Morgen drei Uhr langten wir in Ehringen, um acht Uhr in Biberach, zur Mittagszeit in Waldsee, Abends 4 Uhr

in Ravensburg an, wo ich beim goldenen Lamm logirte. Natürlich lag es mir jetzt daran, dem Fürsten Salm meine Aufwartung zu machen. Sogleich am andern Tage besuchte ich ihn und er hielt treu und freundlich sein Wort. Ich unternahm also auf der Stelle das Portrait von seiner Gemahlin und den zwei Prinzen. Sie fielen zu meinen Gunsten und ganz nach dem Wunsche dieser hohen Familie aus. Eben dieselbe hatte die Güte, mich bei dem Fürsten von Waldsee bestens zu empfehlen. Dieser kam eigens, um meine so eben beendigten Miniaturen zu sehen. Sie übertrafen, wie er bezeugte, seine Erwartung und er verlangte, daß ich sogleich mit ihm nach Waldsee komme, um die Bildnisse von seinen zwei Prinzen zu malen. Da es mir diesen Augenblick noch nicht möglich war, mit ihm von hier abzugehen, so blieb ich bei Fürst Salm bis den 25. Januar. An diesem Tage fuhr seine Durchlaucht selbst mit mir zum Fürsten von Waldsee. Wir stiegen beim Schloß aus und nachdem ich dem Fürsten eine kurze Visite abgestattet hatte, um ihm meine Anwesenheit kund zu thun, suchte ich mir im Gasthof bei der Post ein Logis. Weil aber die Fastnachtzeit diesen Gasthof mit muntern Gästen angefüllt hatte, so fand ich keinen Raum mehr und suchte mir ein Zimmer beim Hecht, das ein niedriges Wirthshaus war, wo ich aber sehr gut gehalten wurde. Schon am folgenden Morgen fing ich mit den Portraits der Prinzen an und arbeitete sie innert der Zeit von zehn Tagen aus. Ich hatte mir mit denselben die größte Zufriedenheit, den ganzen Beifall und die glänzendsten Zeugnisse dieser fürstlichen Herrschaft erworben. Mein Entschluß, in die Schweiz, in mein Vaterland zurückzukehren, stand bei mir noch fest; darum nahm ich meinen Weg wieder nach Ravensburg, wo ich im Vorbeigehen noch einen kurzen Besuch aus Dankbarkeit beim Fürsten Salm machen wollte. Sie kommen mir ganz erwünscht, sagte mir beim Eintritt die holde Fürstin, so eben erhielt ich einen Brief von Karlsruhe von Handen der Fürstin von Hohenlohe, welche verlangt, daß Sie zu Hochderselben kommen, um die Prinzessin Amalia von Hochberg, Braut des Fürsten von Donauwechingen, zu malen. Ich besann mich nicht lange und reiste den 7. Februar mit der Post ab. Am gleichen Abend waren wir in

Biberach und in der Nacht um drei Uhr in Ulm. Hier konnte ich noch eine kurze Zeit ausruhen; am Mittag darauf ging die Post wieder ab, mit der ich Abends in Blaubüren und Tags darauf in Stuttgart um die Mittagszeit anlangte. Hier mußte ich auf die Post wartend bis den folgenden Tag Halt machen und logirte wieder bei meinem lieben Waldhorn. Um neun Uhr des Vormittags nahm ich wieder Post, erreichte Mittags Pforzheim und Abends Karlsruhe, wo ich beim goldenen Sternen Einkehr machte. Mit dem kommenden Morgen ließ ich es mir höchst angelegen sein, vor Allem meinem lieben Patron, dem Fürsten von Hohenlohe, meine Aufwart zu machen, und übergab ihm einige Portraits mit dem höflichen Ansuchen, Hochdieselbe möchte sie nach genommener Einsicht der Prinzessin Amalia ebenfalls zur Einsicht überreichen. So bald Hochdieselbe meine Miniaturgemälde gesehen hatte, ward ich zu ihr berufen und sie verlangte zu sitzen. Ich war mit diesem Portrait wieder so glücklich, daß es mich des Weitern empfahl. Auch die Prinzessin von Hohenlohe, die Gräfin von Polen, General von Dellenborn, Fürst von Thurn und Taxis und noch andere Adeliche mehr verlangten ihr Bild von mir. Nachdem ich alle diese vollkommen befriedigt hatte, kam noch die Großherzogin, die nur so lange wartete, weil sie mir zu sitzen gehindert war; weil sie aber hier nicht mehr Zeit fand, so mußte ich ihr nachfolgen. Sie ließ mir daher durch den General von Dellenborn sagen, daß sie sogleich nach Baden abfahre, wohin sie mich einlade, indem sie den Wunsch hege, dort ihr Portrait von mir malen zu lassen. Diese ehrenvolle Einladung kam mir um so erwünschter, als ich ohnehin Willens war, nach Baden abzugehen. Bevor ich Karlsruhe verlassen wollte, machte ich dem General von Dellenborn noch einen Besuch. So eben traf ich bei ihm einen berühmten Landschaftsmaler Kunz an, der in meiner Gegenwart (wahrscheinlich mit Absicht) immer mit Begeisterung von einem gewissen Miniaturmaler Heigel redete und ihn bis gen Himmel erhob. Offenbar wollte dieser Schwäger den Heigel vermittelst des Generals an die Großherzogin empfehlen, weil er möchte vernommen haben, daß sie geneigt wäre, ihr Portrait aufnehmen zu lassen. Der General rieh mir, heimlich so bald

als möglich nach Baden zu gehen, damit nicht ein anderer Maler vor mir da sei; er werde, fügte er bei, bis morgen auch nachfolgen.

Ich säumte keinen Augenblick, mich reisefertig zu machen und nahm Extrahost, vermittelst welcher ich um die Mittagszeit schon in Baden eintraf, wo ich mein Logis beim Hirschen wählte. Wie meine Reise selbst, so beeilte ich auch meinen Besuch bei der Großherzogin, denn solche Perlen gehören gewöhnlich dem ersten Finder. Ich konnte zwar, als ich ihr meine geringe Aufwart machen wollte, keine Audienz erhalten, aber die Großherzogin ließ mich gnädigst auf morgen 11 Uhr zu sich bestellen. Gesagt, gethan! Um die bestimmte Stunde war ich da und schlags fing ich an. Nachdem ich das Portrait halb fertig hatte, verlangte es der Großherzog schon zu sehen, obwohl ich es sehr ungerne zeigte, denn dies sollte ein Porträtmaler aus verschiedenen Ursachen nie thun. Ich arbeitete mit angestrengtem Fleiß an dem Bilde der Edeln und erntete den vollkommensten Beifall der Herzogin und ihrer Freunde. Nach Verfluss von einigen Tagen erhielt ich eine Art Aufforderung, der Großherzogin das Honorar für das fertigte Portrait zu bestimmen. Fräulein von Beck schrieb mir folgende Adresse:

Berehrter Herr!

Auf Befehl der Frau Großherzogin ersuche ich Euer Wohlgeboren, mir Ihren Wunsch in Betreff des fertigten Gemäldes mitzutheilen, und Ihre Forderung soll dann sogleich befriedigt werden. Es war mir höchst erfreulich, einen so ausgezeichneten Künstler Helvetiens kennen zu lernen. Genehmen Euer Wohlgeboren nebst dieser Versicherung die meiner vollkommenen Hochachtung.

Baden den 30. Mai 1818.

Maria von Beck.

Ich überließ der Großherzogin die Gratifikation und vierzehn Tage später ließ sie mir 8 Louisd'or auszahlen, womit ich mich beschied. Ich war froh, daß meine Arbeit beendigt war, denn wie ich bereits merkte, würde ich bei längerem Aufenthalte auch das Bittere des Hoflebens zu kosten gekriegt haben. Der Neid hatte bereits schon Intrigen und Rabalen gegen meine Person angezettelt.

Es besuchten die Großherzogin zur Zeit, als ich da war, mehrere Hofmaler von Karlsruhe, die mich äußerst scheel ansahen. Ein Herr Keller, Maler, mit dem ich mich befreundete, sagte mir einst: Ich habe Ihnen wegen mit Herrn Professor Becker gesprochen; er bedeutete mir, Herr Brunschweiler habe seiner gelungenen Portraits wegen sehr viele Feinde; obwohl seine Kunstprodukte nur lobens- und bewundernswert seien, so haben dieselben einige Neider so grundlos und dumm getadelt, daß ich sie nicht mehr anhören konnte. Ich wollte die Mißgunst gegen mich nicht höher steigern; wollte nicht länger in dem Ding des Hoflebens sein und entschloß mich weiter zu wandern.

Meine späteren Schicksale..

Wenn in den höhern Regionen der Gebirge die Luft lichter weht, die Sonne früher auf und später nieder geht und jedes lebendige Wesen freier athmet, so sind es anderseits auch die höchsten Bergspitzen, die am ersten mit Schnee und Eis bedeckt, die mit schauerlichem Nebel umgeben und mit Sturm und Ungewitter bedroht sind. So die höhern Stände unter den Menschen. Es ist gut, hie und da eine Luftveränderung unter denselben zu machen oder eine schöne Aussicht zu nehmen, aber nie möchte ich auf den schwindelnden Höhen der Großen ausruhen: Hier ist gut wohnen, läßt uns Hütten bauen! Da ziehe ich mir die schön bebauten Landschaften des gemeinen Lebens vor. Gerade das war es, daß ich von nun an wieder Arbeit unter den sogenannten gemeinen Klassen der Menschen suchte. Wenn ich unter diesen hie und da in Morast und Sumpf geriet, so war ich doch nicht der Gefahr ausgesetzt, Hals und Bein zu brechen, sondern hatte höchstens die Kleider beschädigt. Dies begegnete mir unter Anderm, wie man sich noch erinnern wird, an meinem Wunderdoktor und an Bachmann. Etwas Ähnliches erfuhr ich an Herrn Lienhard, Advokaten, den ich bei dem Anlaß kennen gelernt hatte, wo ich ihm sein Portrait malte. Er war von Heidelberg und wußte mir durch seine Bered-

samkeit und Versprechungen seine Vaterstadt und die schönen Aussichten für mich so glänzend aufzuschwärzen, daß ich mich entschloß, nach Heidelberg zu gehen und bei ihm Zimmer und Tisch zu nehmen. Als ich so eben im Begriffe war, von Baden abzureisen, nahm mich beim Hirschen eine Jungfer Aulenrieth in Anspruch, indem sie mir äußerte, es wäre ihr sehnlicher Wunsch, ihren Herrn Beldnagel, Hofrath in Karlsruhe, gemalt zu haben; sie werde gleich Nachmittags dorthin zurückkehren, ich sei eingeladen, mit ihr abzufahren; sie offerire mir Tisch und Logis. Ich ließ mir dieses nicht zweimal sagen und verreiste am 15. Heumonat 1818 mit ihr nach Karlsruhe. Wie mir Jungfer Aulenrieth sagte, so war es. Ich hatte den genannten Herrn Hofrath zu malen und ließ mir höchst angelegen sein, ihr das Bild vom Hofrath ausdrücksvoll und sprechend zu geben. Den 25. Heumonat trat ich die Reise nach Heidelberg an und fand mich da Abends 7 Uhr ein. Als ich zu Herrn Lienhard kam, mußte ich das Logis mit Herrn Allemann theilen und dennoch täglich 20 Batzen zahlen. So oder noch besser würde ich's bei einem Juden gefunden haben. Seine Versprechungen, ich werde in Heidelberg, namentlich in seiner Familie viel Arbeit bekommen, waren alle nichts. Lienhard war, wie ich ihn jetzt kennen lernte, ein liederlicher, versoffener Bursche, der immer soff und immer plauderte. Wie ich in meinem Leben so oft erfahren habe, sind die Säufer die charakterlosesten und unzuverlässigsten Menschen. Da nur der Rausch aus ihnen spricht, der zu keiner Handlung taugt, und da sie nüchtern nicht mehr wissen, was sie im Rausch gesprochen haben, so kann man nie auf ihre Handlung rechnen. Ohne einen Sermon gegen die Trunkenbolde haben zu wollen, kann ich dennoch nicht genug gegen den Umgang mit solchen warnen. Sie stecken andere leicht an und ziehen sie mit sich hinein in das wüste Saufleben. Mit mir wäre dies bald geschehen, wenn ich nicht noch zur rechten Zeit mich losgerissen hätte. Alle Abende bildete Herr Lienhard in Allemanns Hause einen Kreis von famosen Biertrinkern um sich, unter welche ich mich auch mischen mußte. Hierauf wurde ein großer Humpen Bier mit einem Schoppenglaß auf den umschlossenen Tisch gestellt, welches dann fortwährend gefüllt, geleert

und wieder gefüllt wurde; bis in die Nacht 11—12 Uhr mußte man wirbelnd im Kreise vortrinken, zutrinken und nachtrinken, daß einem die Kutteln im Leibe schwammen. Am Morgen um 9 Uhr erhob sich Lienhard, der lederne Bierschlauch, recht im Taumel aus dem Bett und das Erste, was er vornahm, war, daß ich mit ihm in eine Kneipe ziehen mußte, wo schon wieder mehrere Saufbrüder auf ihn warteten. Es wurde wieder wie gestern gezecht und im Kreise herum wechselseitig pokulirt bis zum Mittagessen; Nachmittags wieder so bis zum Abendessen; nach diesem begann wie oben die Saufmetten zu Hause. Einer solchen Lebensweise war ich schon satt, bevor ich mitmachen mußte, aber jetzt erst ward sie mir recht zum Eckel. Zudem bemerkte ich nur zu bald, daß dieser leichtsinnige Döpfl, wie er es verdiente, auch bei Niemandem in Achtung stand und daß mein längerer Umgang mit ihm mir mehr Schaden als Nutzen brachte. Ich trennte mich also auf der Stelle von ihm und ließ mich ehender an Herrn Allemann, Sohn. Dieser erwies mir doch die Gefälligkeit, daß er mich zu Herrn Stadtdirektor Pfister begleitete, der für meine Arbeit, als ich ihm einige Portraits zeigte, so eingenommen wurde, daß ich die Portraits von ihm und seiner Frau malen mußte.

Den 21. August verließ ich Heidelberg und begab mich wieder nach Karlsruhe, in der Hoffnung, dort einige Arbeit zu finden, aber alle meine Bemühungen waren umsonst. Als ich so herumging und Beschäftigung suchte, hatte ich von ungefähr Anlaß, den Vater von Jungfer Autenrieth kennen zu lernen, bei dem mich diese auf's Beste empfohlen hatte. Er lud mich freundschaftlich ein, mit ihm nach Mannheim zu kommen, wo er mir gewiß zu Arbeiten verhelfen werde. Wir verließen den 12. September Karlsruhe und langten am gleichen Abend in Mannheim an, wo ich mein Logis beim schwarzen Bären auffschlug. Am folgenden Morgen besuchte ich Herrn Autenrieth bei Hause und wir berieten uns über mein Wirken; bei allem Hin- und Hersinnen erinnerte ich mich eines berühmten Kunsthändlers Namens Artaria, der hier wohnte und den ich gut kannte. Ich wollte ihn besuchen, weil ich hoffen durfte, durch ihn Anweisungen und Empfehlungen für Arbeiten zu bekommen.

Allein zu meinem großen Herzeleid befand er sich abwesend in Frankfurt. Herr Aulenrieth adressirte mich sodann an Herrn Baron von Dresz, der als ein großer Kunstskenner und -Freund bekannt war. Ich begab mich sogleich zu diesem Herrn und ließ mich anmelden. Als man ihm sagte, es wäre ein Maler da, wollte er Anfangs nicht viel Federlesen machen und mich einfach entlassen; endlich brachte ich es doch so weit, daß er sich Gemälde von mir zeigen ließ. Vor Freude über die schönen Portraits außer sich, rief er seinen Töchtern: Kommt und seht, welche niedlichen Bilder! Auch diesen gefielen dieselben sehr, doch waren sie mehr über die malerischen Kostüms als über die sprechenden Köpfe entzückt, wie es bei Frauen meistens der Fall, namentlich wenn sie Frauenportraits sehen. Ein schönes Band gilt ihnen über einen schönen und edeln Gesichtszug. Nachdem der Herr Baron die Gemälde betrachtet hatte, schrieb er mir einige Adressen, unter Anderm eine an den Herrn Stadtrath Abegg und an ein Fräulein von Strif. An beiden Orten wurde ich freundschaftlich angenommen und sie ließen sich's angelegen sein, mich da und dort bestens zu empfehlen. Inzwischen hatte ich einen alten Kammerdiener kennen gelernt, der früher bei der Fürstin von Isenburg in Diensten stand. Er bot sich an, mich zu der Fürstin von Isenburg zu begleiten. Als wir zu derselben kamen und mein Führer mich anmeldete, sagte sie demselben ganz spröde: Ich bedarf gegenwärtig keines Malers. Aber erlauben Thro Durchlaucht, erwiederte der Ex-Kammerdiener, dieser Maler ist ein Schweizer und macht Portraits, wie Sie noch keine gesehen haben. Sie verlangte nun einige Stück zur Einsicht und sobald sie diese genau betrachtet hatte, verlangte sie ihr Bild von mir; kaum war ich mit dieser Arbeit fertig, als täglich mehrere Liebhaber mich zu sich rufen ließen, um ihr Portrait zu erhalten. Ich fand den ganzen Winter hindurch genug Arbeit. Im Frühjahr erhielt ich einen Brief von Herrn Hofrath Fellnagel, worin er mich benachrichtigte, daß ich sobald als möglich möchte nach Karlsruhe kommen, um den Großherzog vier Mal zu malen. Ich säumte nun keinen Augenblick und reiste nach Karlsruhe ab. Als ich ankam, sagte man mir, ich möchte zu Herrn Haber, Hofbankier, gehen,

weil er selbige Arbeit in Kommission habe. Herr Haber sagte mir, wenn ich ihm diese Portraits billig machen wolle, so werde er seine ganze Familie malen lassen, welche aus zehn Personen bestehe, also mit dem Großherzog vierzehn Portraits; ich versprach ihm, das Portrait zu zwei Louisdor zu versetzen, mit diesem war er zufrieden und ich säumte nicht, die Portraits zu malen, wobei ich etwa zwei und einen halben Monat zu thun hatte. Jetzt war meine Arbeit hinwieder zu Ende und ich machte mich auf nach Baden und Rastatt, wo ich beim Rößli logirte. Aus purer Langeweile, indem ich hier nichts zu thun fand, ging ich einige Mal in's dortige Spielhaus und spielte; Anfangs gewann ich 7 bis 8 Gulden täglich, aber am Ende hatte ich doch $\frac{1}{2}$ Louisd'or verloren. Ich weiß wahrlich nicht, ob mir das Spiel ungünstig war oder ob die Spieler Betrüger waren, so viel ist gewiß, daß sich kein Ungeübter herein wagen soll, das Geld fliegt aus der Tasche, man weiß nicht wie. Weil hier rein nichts mehr zu verdienen und der Lebensunterhalt sehr theuer war, entschloß ich mich mit Herrn Bleuler von Schaffhausen wieder nach Karlsruhe zu reisen, wo wir zusammen beim Ochsentruecken einkehrten. Ich bekam aber nur noch ein einziges Portrait für 1 Louisd'or zu malen. In Erinnerung, daß Herr Professor Käffler in Freiburg im Breisgau mein guter Freund wäre und als Kupferstecher und Kunstskenner mir vielleicht Arbeit verschaffen könne, entschloß ich mich zu ihm zu reisen. Ich bekam aber nur wenig Arbeit. Auf den Winter, den 1. November 1820, verließ ich Freiburg und begab mich nach Donaueschingen, wo ich beim Schützen logirte. Ich ließ mich da beim Fürsten anmelden und bekam sogleich mit dem Auftrag Audienz, seinen kleinen Prinzen, ein Kind von sieben Monaten, drei Mal zu malen, wofür er mich mit 10 Louisd'or honorirte. Im Gasthof beim Schützen machte man mir eine ziemlich hohe Zeche, denn ich war nur vierzehn Tage dort und mußte 6 Louisd'or bezahlen. Den 2. Dezember eilte ich wieder einmal meiner Heimat entgegen; ich kam nach Schaffhausen und nahm den Einkehr bei der Krone. Bei diesem Anlaße besuchte ich den Herrn Sulzer in der Baumwollspinnerei, wo ich einige Wochen verblieb, von da besuchte ich die lieben Meinigen in Erlen, zwar

nur ein paar Tage; nachher begab ich mich nach St. Gallen, Rheineck, Herisau, Bregenz und wieder nach St. Gallen.

Hier bricht der Lebensabriß Brunschweilers ab. Als dürftige Ergänzung dient die Notiz, daß er in den Zwanziger Jahren festen Wohnsitz in St. Gallen nahm, wo er sich namentlich mit Professor Scheitlin innig besreundete. In den Dreißiger Jahren zog er nach Frauenfeld. Da aber die von ihm eröffnete Kunsthändlung wenig Erfolg hatte, begab er sich zu seinen Verwandten nach Erlen zurück, wo er, gut verpflegt, am 12. November 1853 starb.